Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Ernst Floerke

Aurora

Neubrandenburg: gedruckt ... bei Christian Gottlob Korb, 1794

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

6 V 5.
4850 a

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0001
DFG

No 897.

Bibl.

Cl. 1 Gymn. Gustrow

d.d.

Carow

1809.

OG V 5, 4850a

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0002
DFG

A64 - 18963
Mecklenburgische
Landesbibliothek
Schwerin
D"

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1795234466/phys_0004
DFG

Aurora.

Herausgegeben

von

Ernst Flörke.

Im Verlage des Herausgebers

gedruckt in Neubrandenburg bei Christian Gottlob Korb

1794.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0005

DFG

Louisen

Wahren
den 10 Sept. 1794.

Ernst.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0007
DFG

Vorbericht.

Gerne, wenn es in meinem Vermögen gestanden hätte, würde ich dies mein erstes Werkchen — das unter meinem Namen im Publikum erscheint — in einem prachtvollern und feinern Gewande auftreten lassen. Sorgt doch ein Vater wol für den anständigen Putz seiner Tochter, und mein Vaterherz sollte so ganz verschlossen sein? — Doch war es diesmal nicht möglich, ich hätte denn so ganz die Absicht vergessen müssen, die mich zur Herausgabe meiner Aurora bewog. Nicht ich wollte allein Nutzen von meiner Arbeit ziehen; vielmehr hatte ich einen beträchtlichen Theil des Gewinnes einem andern guten Menschen bestimmt, dessen Glück mir sehr am Herzen liegt.

Es ist sonst, wahrlich, nicht meine Sache auf eine Seite meines Charakters merklich hinzuwinken, die mir bei meiner Dürftigkeit schon manchen lieben Thaler aus der Tasche gepreßt hat. Wer meine Handlungsweise kennt, wird wissen, wie so gar weit ich davon entfernt bin, mir Etwas zum Ruhme anzurechnen, was schon die Pflicht von mir fordert. Aber weil wahrscheinlich Mancher ein Manches an meinem Büchlein auszusetzen haben wird und gar sagen mag: ich hätte mit meinen, noch nicht ganz reifen, Gedanken immer zu Hause bleiben können: so mußte ich das Obige wol zu meiner Rechtfertigung anführen.

Uebrigens bin ich keinesweges von meiner Person und von meinen Talenten so sehr eingenommen, daß mir die geringe Sensation, welche meine Ankündigung erregte, unerwartet war. Auch verdenke ich es so wenig dem Schwerinschen, noch dem Rostockschen Publikum, wenn Beide Nichts zur Beförderung meines Werkes thaten. Denn Beide kennen

mich nicht und häufig genug mag schon ihre Gutmütigkeit durch schreibende Freibeuter hintergangen sein. Aber eben diese geringe Sensation, mein Leser, ist die einzige Ursache warum meine Aurora nicht in schimmernder Pracht diesmal aufgeht. Schlecht und recht gekleidet, wie ihr Herr Papa, — so erblickst du sie! Sollte etwa die Zukunft ein günstiges Urtheil über diese meine Arbeit fällen, wird auch die Morgenröthe meines schriftstellerischen Tages künftighin von mehrerem Glanz umflimmert, den Horizont der lesenden Welt-emporsteigen.

Da ich, meines Wissens, keine Feinde habe, darf ich von jedem Rezensenten und Leser ein unparteiisches Urtheil mit Gewisheit erwarten. Ich selbst lobe dies mein Werk so wenig als ich es verachten werde; denn das Erste wäre unstreitig sehr lächerlich; das Andre thörigt. Finde ich eine für mein Werk nicht schmeichelhafte, aber doch gegründete Beurtheilung, werde ich den Mann segnen, der mir die

Augen öffnete. Ich bin nicht dafür, durch Demüthigungen mir ein günstiges Urtheil zu erschleichen. Sind meine Talente und Einsichten nicht von der Beschaffenheit, mich zu dem Range eines nutzbaren Schriftstellers zu erheben; bezahlter Posaunen und Trompetenwind soll mein Lob nicht verbreiten. Kann ich mit Recht das nicht sein, was ich sein will: trete ich eben so gelassen aus der Mitte meines Publikums in meine Einsamkeit zurück — als gelassen ich mich demselben hier darstelle.

Zum Uebrigen etwa noch dies: Jeder der die Thorheit und das Laster kennt, wird diese unmöglich mit dem Menschen verwechseln können. Mensch ist ein Ding für sich, und mit diesem Dinge habe ich Nichts zu thun. Von Lastern und Thorheiten steht vieles in meinem Buche geschrieben — von den Menschen aber Nichts.

Inhalt.

Einfälle.

	Seite
Eine Aehnlichkeit	3
Gedanken	3
Nichts	3
Ist ohne Ueberschrift	4
Eine Klugheitsregel	4
Für das große Publikum	4
Den neuen Reformatoren gewidmet	5
Für Freunde der Lektür	5
Ein Gleichniß	5
Eben dito	6
Der Mensch	6
Furcht und Hofnung	6
Ein Herr der Erde	6
Der Friede	7
Kinder	7
Die Oberfläche des Mondes	7
Der Teutschen Kaiser	7
Die jungen Frauenzimmer	8
Der Tyrann Dionysius	8
Der Luftschiffer	8
So gehts in vielen Stücken	9
Was ich mag?	9
Was ich noch lieber mag?	10
Warum ich esse?	10
Warum ein Mancher isst?	10
Warum ich lese?	10
Eine feine Bemerkung	11
Prophezeihung	11
Ebendesselben Inhalts	11
Ohne Ueberschrift	12
Der Kalender	13
Der Schlaf	13

Seite

Der gute Name = = = 14
Die Kleiderwechselung = = = 14
Das verschlossene Haus = = 15
Ueber Zerstreuung des Grams = = 16
Die treuste Freundinn = = 16
Projekte = = = = 17
Der Todtenkopf = = = 18
Wünsche = = = = 18
*) = = = = 19
Schlußeinfall = = = 19

Fabeln und Erzählungen.

Wilhelmine Dollmann = = 23
Letzte Worte eines sterbenden Hasen = 28
Die Eiche = = = 29
Wahrheit = = = 30
Wohin führt dies Gemählde? = 32
Tischandachten = = 36
An die starken Geister unsrer Zeit = 41
Die Welt will betrogen sein! = = 47
Eine wunderbahre Geschichte = = 52
Israfil und Beelzebub = = 55
Der Hund und die Katze = = 64
Der alte und der junge Hund = = 67
Die Sonne mit ihren Planeten = = 68
Besinnen ist das Beste = = 71

Aufsätze.

Das Alter = = = 75
Unsterblichkeit = = = 80
Tugend = = = 83
Ueber Unsterblichkeit der Sele = = 88
Verschiedenheit der Thränen = = 93
Ueber Auffahrung = = 98
Wer Wahrheit uns sagt, ist nicht unser Freund 106
Wir können sagen, was wir thun wollen; nicht was wir thun werden = = 108
Wie gefällig doch die Menschen sind! = 111
Ist die Vorsehung zu tadeln, wenn wir leiden? = 116

Einfälle. *)

*) Sollten sich unter diesen sogenannten Einfällen manche Ausfälle finden, — bittet der Verfasser den geneigten Leser: sich dadurch nicht im Lesen stören zu lassen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0015
DFG

Eine Aehnlichkeit.

Ein schwatzhafter Mensch kommt mir vor wie ein unversiegelter Brief, den man an der Landstraße findet. Der Unterschied zwischen ihnen ist vielleicht nur der: ein Brief kann noch versiegelt werden; aber die Zunge eines Schwätzers zu versigeln — die Kunst ist bisher noch nicht erfunden.

Gedanken.

Nichts fliegt schneller dahin als die Gedanken eines Menschen. Ist es also ein Wunder, wenn Viele, unter dem Bemühen ihnen zu folgen, endlich erliegen, sich gedankenlos in einen Sopha setzen und gelehrt — vegetiren? —

Nichts.

Das liebe Nichts beschäftigt manchen Kopf. Finden aber Philosophen diesen Gegenstand ihres Nachdenkens nicht unwürdig —

wie kann man es andern Menschen verargen, wenn ihre Seele sich mit Nichts beschäftigt?

Ist ohne Ueberschrift.

Es giebt einen gewissen Spott der — zu fein — nicht Jeden schmerzt den er treffen soll. Verwundest du dich mit einem scharfen Scheermesser, schmerzt es nur dann — sobald du eine Nerve triffst.

Eine Klugheitsregel.

Ein Mann der sich immer kurz ausdrückt, wird nicht leicht in seiner Rede irre werden. Aber, Freund, nähest du mit einem langen Faden, hast du viele Vorsicht nöthig, um ihn nicht zu verschlingen.

Für das große Publikum.

Wer sein Gedächtniß mit schlüpfrigen Wollustbildern und schmutzigen Erzählungen anfüllt, scheint mir einem Menschen gleich zu sein, der (s. v.) allen Koth in seine Taschen sammelt, welchen er auf der Gasse findet, um bei Gelegenheit seine Freunde damit zu bewirthen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0018
DFG

Den neuen Reformatoren gewidmet.

Du mit deinem rastlosen Triebe zu reformiren, Alles nach deinem Kopfe einzurichten: — bist du nicht dem Manne gleich, der den Zeiger seiner Uhr herumstellt, und nun glaubt: das ganze Firmament müsse sich nach diesem richten?

Für Freunde der Lektür.

Ein Mensch der ein nützliches Buch, ohne dabei etwas zu denken, durchblättert — kommt mir vor wie ein Reisender, der am hellen Tage mit verbundenen Augen eine schöne Gegend durchreist.

Ein Gleichniß.

Gedanken auf Gegenstände außer uns gerichtet, sind, im Grunde betrachtet, weiter nichts als Promenaden des Geistes. Wer zu häufig promenirt, versäumt gar leicht seine häuslichen Angelegenheiten. Finde ich einen Menschen beständig auf der Landstraße, muß ich glauben, daß entweder Unfriede in seinem

Hause herrscht, oder daß Hunger und Mangel ihn verjagten.

Ein Dito.

Eine schöne und große Sele, unter einer häßlichen Larve, ist gleich einem Könige, der seinen Schmuck eine Weile abgelegt hat. Seine Souverainetät wird sogleich anerkannt, sobald er erkannt wird.

Der Mensch

— Was er sein will, weiß er: nicht was er wirklich ist.

*) Hat wol zu vielen breiten Nasen und Ribbenstößen Veranlassung gegeben.

Furcht und Hofnung

— diese Beide können den Menschen zu allem Möglichen bewegen.

*) Nur nicht dazu — die Mittelstraße zwischen dem Throne und dem Hochgerichte allemal zu finden.

Ein Herr der Erde

— sollte der Mensch nicht sein? — Nun=

mehro ist wol nicht daran zu zweifeln, da er sie überall mit seinem Blute bespritzt hat!

Der Friede

— ist immer theuer erkauft, den man durch Menschenblut erkauft!

*) Diese Wahrheit leidet bis dato noch vielen Widerspruch.

Kinder

— die gleich nach der Geburt sterben sind — Briefe, die sogleich nach Empfang unerbrochen weiter expedirt werden.

*) Kann auch auf Manchen angewandt werden, der so klug stirbt als er geboren ward.

Die Oberfläche des Mondes

— wird, sichern Nachrichten zufolge, von 20 Millionen Menschen bewohnt.

*) Aus einer beliebigen politischen Zeitung.

Der Teutschen Kaiser

— hat als Kaiser nur 13,834 Fl. 32 Xer Einkünfte.

*) Viele Arbeit — schmahles Brodt!! — Geht allenthalben so!

Die jungen Frauenzimmer

— unter den Schwarzen in Nigritien, wissen mit heißen Nadeln allerhand Figuren auf ihren Hals, Brüste und Arme zu stechen, die wie gewürkte seidne Blumen aussehen und — nie vergehen.

*) Die jungen Europäischen Frauenzimmer wissen zum Theil eine rothe Farbe so geschickt auf ihre Wangen zu legen, daß sie wie gemalt aussehen; — die aber sehr leicht vergeht.

Der Tyrann Dionysius

— ließ seine Befehle an so hohe Orte schlagen, daß Niemand sie lesen konnte.

*) Wir hingegen werden nach Gesetzen gerichtet, die in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Ob die Unterthanen des Dionysius, oder die Unterthanen der Römischen Gesetze sich besser befinden? — läßt sich wol schwerlich entscheiden.

Der Luftschiffer Blanchard

— soll in Hannover 3177 Pariser Fuß himmelan gestiegen sein, ohne daß er seinen Kopf an

der Himmelsdecke breit stieß. Wenn dies alles seine Richtigkeit hat — muß also wahrscheinlich der Himmel über 3177 Pariser Fuß hoch sein. Und dennoch stößt mancher Wicht jämmerlich seinen Kopf an dem lieben Himmel.

*) Die Schuld muß wol an seinem Kopfe liegen, da der Himmel doch so hoch ist.

So gehts in vielen Stücken!

Als die Messiade des Herrn Klopstock zuerst erschien, ward sie häufig gelesen und häufig verachtet. Jezt wird sie von Jedem gerühmt und — von Keinem doch gelesen.

*) Habe keine Anmerkung sogleich bei der Hand.

Was ich mag?

Ich mag wol, wenn Winde heulen und Hagel und Schnee durch die Lüfte brausen — dann mag ich wol hinter meinem warmen Ofen sitzen, ein gutes Buch vor mir haben und lesen. Mag auch gerne dann einen biedern Freund zur Seite haben und mit ihm über Dies und Jenes traulich schwatzen was ihm und mir am meisten behagt.

Was ich noch lieber mag?

Aber wenn ich die Stimme des Elendes rufen höre, wenn halberfrohren der Jammer tiefen Schnee durchwadet und dumpfe Seufzer in meine Ohren hallen: — dann verlaß ich noch lieber meine warme Ofenecke und eile zu retten.

Warum ich esse?

Ich esse um meine verlohrnen Kräfte zu sammeln, um mein Leben zu erhalten.

Warum ein Mancher isst?

Mancher ist ein reicher Mann und isst wahrscheinlich, so wie wir alle, mit dem — Munde. Allein er isst nicht um sein Leben zu erhalten, sondern erhält sein Leben, um nur desto länger essen zu können.

Warum ich lese?

Freilich lese ich um meinen Verstand und meine Begriffe zu erweitern: aber meine Hauptabsicht ist doch, sobald ich ein Buch zur Hand nehme, mein Herz zu veredeln.

*) Um belesen zu scheinen — liest nur der Thor.

Und mein Vetter, Herr Mancher, liest die Zeitung um darüber einzuschlafen.

Eine feine Bemerkung.

Für's große Publikum.

Ein Kachelofen ist dankbarer wie mancher Mensch. Ich fülle seinen geräumlichen Wanst mit Holz und er überschüttet mich reichlich mit Wärme. Warum verläumdet mich der, dessen Hunger ich stillte?

*) Antwort: Er ist wahrscheinlich kein Kachelofen.

Prophezeihung.

Es begegnete mir einstmals ein junger Wüstling auf einem stolzen Pferde. Hinter ihm gieng ein armer schwächlicher Mann her. Du wirst nun fragen: warum reitet Jener und warum geht Dieser, da Dieser doch billig reiten, Jener billig zu Fuße gehen müßte?

*) Antwort: Weil Jener nachher gehen muß, wenn Dieser reitet!

Eben desselben Inhalts.

Ich habe irgendwo gelesen, daß die berühm-

te Sängerinn Ajuzari, im Jahr 1777 den Winter hindurch im Pantheon zu London sang. — Dies ist nun nach grade nichts Merkwürdiges, wie Jeder gestehen muß. — Aber wenn sie für jeden Abend, den sie sang, 1000 Pfund Sterling erhielte — das war gewiß merkwürdig.

*) Die Anmerkung hierzu hat mir eine diebische Hand entwandt.

Die Ueberschrift wird jeder Leser sich selbst machen können.

Für den Weisen hat Alles den Geruch der Verwesung, was vergänglich ist. Der Ewigkeit trotzet kein Erdenglanz, keine Flittergröße! O, erbaue dir mühsam den Tempel deines Glücks im Freien; laß Reichtum, Ruhm und Weltgenuß die glänzenden Stützen sein, worauf er ruhet! Bist du sicher vor seinem Einsturze? Wie viele Gebäude des Glücks zertrümmerte nicht schon der fressende Zahn der Zeit!

Wer dauerhaft diesen Tempel bauen will, nehme den Riß dazu von der Zufriedenheit; die Materialien von der Beständigkeit und den Boden — erkaufe er von seinem eigenen Herzen.

Der Kalender.

Studire immerhin deinen Kalender, Freund! Du weißt dann in welcher Jahrszeit du lebst. Aber denke nur nicht, daß du den Winter deines Lebens nothwendig erreichen mußt! Hier fängt das neue Jahr oft im Frühling, oft im Sommer, seltner im Herbst; am seltensten aber im Winter an. Wer diesen Kalender, mit den vielen Ausnahmen, oft studirt — ist ein kluger Mann! O, wohl dem, der ruhig und frohen Herzens dem neuen Jahr entgegen gehen darf! Schlummre sanft, Edler, unter diesem Leichensteine! — Dies sei sein Neujahrswunsch.

Der Schlaf.

Der Schlaf zeigt uns was wir vormals waren, zeigt, was wir einst für diese Welt sein werden! Ich kenne einen Mann der unzufrieden Tage verwacht, die er dem Schlafe weihen wollte.

Wie kann doch der gute Mann darüber zürnen? — Wird doch sein Leben dadurch ja verlängert! O singe ein Wiegenlied und laß ihn

ruhig schlummern! Schlummern ist für ihn Leben; sein Leben für die Welt — ein Schlaf.

Der gute Name.

Wenige Menschen sind um ihren guten Namen besorgt, und doch ist dieser dasjenige was wir am leichtesten verliehren können. Er ist gleich einem angenehmen Duft, der rund um uns her sich verbreitet, der uns nachfolgt, der vor uns hergeht: — und selbst wenn wir hingewelkt schon im Grabe schlummern — heiligt er unser Andenken.

Die Kleiderwechselung.

Ich wundere mich nicht, daß Menschen mit Unruhe ihrem Tode entgegengehen. Auch das unmündige Kind sträubt sich, wenn es sein schmutziges Gewand mit einem andern verkauschen soll — so gut auch die Absicht der zärtlichen Mutter sein mag!

Der Tod ist die erste Kleiderwechselung die wir, zum Bewustsein emporgestiegen, erleben. Vieleicht mag die Hand der guten Mutter Natur nicht mit jedem Kinde, welches sie auskleidet, gleich säuberlich verfahren; vieleicht sind man-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0028
DFG

che Kinder schwächlich, so daß ein geringer Druck ihnen Schmerzen verursacht. Aber gewis nur wenige Kinder sind so vernünftig und einsichtsvoll, den ganzen Nutzen einer solchen Kleiderwechselung einzusehen. Die Furcht vor dem Tode ist der sicherste Beweis unsrer Kindheit.

Das verschlossene Haus.

Du verachtest jenen Menschen; du sagst es fehle ihm an Kopf und Wärme. Mir aber scheint er nichts weiter als ein verschlossenes Haus zu sein. Hättest du nur den Schlüssel zu diesem Hause, würdest du mit leichter Mühe Licht und Wärme hinein bringen können. Gesetzt du versuchtest mit allen möglichen Schlüsseln seine Thür zu eröffnen — und dennoch wollte keiner passen. Ist ein Schloß da, wird auch ein Schlüssel vorhanden sein: — und diesen Schlüssel, mein Freund, hat ohne Zweifel der, dem das Haus zugehört. Wenn aber der Morgen anbricht, wird er seine Thür schon eröffnen, ohne dich darüber zu Rathe zu ziehen. Dir hatte er keinen Schlüssel in Verwahrung gegeben.

Mecklenburgische Schwerin Landesbibliothek

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0029
DFG

Ueber Zerstreuung des Grams.

Wie kannst du jedem Menschen, den Gram zu Boden drückt, den Rath geben, ihn durch Zerstreuungen zu verscheuchen? — Du darfst zwar nur eine Meile reisen, nur eine fremde Stadt sehen; so vergißt du deines erblaßten Freundes schon; nur ein einziges munteres Buch lesen und — dein Gram ist dahin. Ein Mann der, hungrig nach Vergnügungen, nur außer sich Unterhaltung sucht; dem sein Innerstes ein völlig unbekanntes Land ist, — o der, mein Theurer, wird sehr leicht seinen Gram und seine Leiden verscheuchen können. Wer aber sich selbst Freund und Gesellschafter ist, — auf den machen Eindrücke von Außen her und Zerstreuungen wenigen Eindruck. Das Gewicht richtiger Grundsätze nur allein kann seinen Gram lindern und endlich ganz verwischen.

Die treuste Freundinn.

Das Merkmal eines treuen Freundes ist Beständigkeit. — Wirst du nun den Wehrt der Religion anerkennen, wirst du ihre Beständigkeit dann noch leugnen können, wenn sie huld-

voll und milde ihre Hand dir reicht; in Leiden dich aufheitert, in Armuth nie dich verläßt?

O sieh'! — wie schnell jene Buben, die Freunde deines Leichtsinns, die Freunde deiner wohlbesetzten Tafel von dir eilen, wenn du, in Armuth gestürzt, nicht mehr Vergnügungen der Sinne mit ihnen theilen kannst!

Die Religion hat noch keinen je verlassen; aber Tausende haben sie verlassen! Thoren haben ihr Hohn gesprochen; sie hat keinen je gelästert.

Projekte.

Wie viele Projekte wol auf diesem meinem nachbarlichen Kirchhofe begraben liegen! Gott weiß es, wie viele Projekte ich schon in meinem Leben entwarf, wie viele ich noch machen werde und — wie viele dereinstens mit mir im Grabe schlummern. Unser ganzes Leben ist im Grunde eine Kette von lauter Projekten. Von Projekten lebt der Mensch und — wer nicht sterbend noch projektirt; ich bin es der ihn bedaurt, der blutige Thränen ihm nachweint.

Der Todtenkopf.

Hier habe ich einen Todtenkopf vor mir stehen. Er ist bekanntlich das Gehäuse eines sehr künstlichen Gewerkes, die Schale eines sehr kostbaren Kerns. — Die Schale sollte länger dauren als der Kern? das Gehäuse mit mehrerer Sorgfalt vor Vergänglichkeit geschützt sein als das edle Getriebe dem es zur Decke und zum Schutze nur diente? Die Schale eines Samenkorns zerplatzt, und wenn diese schon lange ein Raub der Verwesung gewesen ist, steht eine hehre Blume da, die sich aus jenem Kerne entwickelte, dem jene Schale zum Schutz nur diente.

„Nun begreife ich's, daß ich unsterblich bin! Begreifst du's auch, Freund?"

Wünsche.

Ein Mensch, dessen Wünsche in den Schranken dieses Lebens nur bleiben, ist gleich jenem Bauern, der voll thierischer Begeisterung ausrief, als er sich nemlich auf einer grasreichen Wiese befand:

„Wer hier so Ochse wäre!"

*)

Mancher Mensch hat frappante Aehnlichkeit mit einer Windmühle. Vom äußerlichen Bau und innrer Organisation rede ich nicht, versteht sich von selbst. — So wie diese — nur durch äußere Gewalt in Bewegung gesetzt — nützlich wird; so auch Jener.

Schlußeinfall.

Hier, mein trauter Leser, haben meine Einfälle für diesmal ein Ende. Ich hätte dir mehrere auftischen können — giebt doch das lustige Völklein unterm Monde zu so manchem Einfall Stoff! — Ich hätt's können, sage ich: aber, dachte ich — ein vernünftiger Mensch muß Keinem seine Einfälle aufdringen. Siehst du — der Diener ist gemacht; nickst du mir mit deinem Kopfe freundlich zu, je nun — so mag vielleicht ums Jahr meine Morgenröthe wieder hervortreten. Ganz gewiß kannst du dich davon überzeugt halten: aufdringen werde ich mich dir nicht, und spiele ich gleich nur in der Reihe betitelter Wesen eine Kantorrolle. Da-

*) Läßt sich ohne Ueberschrift verstehen.

mit du um so weniger an dieser meiner Versicherung zweifelst, setze ich — weil doch Alles einmal in der Welt untersiegelt und unterschrieben sein muß, was geglaubt und gehalten werden soll — mein gewöhnliches Petschaft und eigenhändig meinen Namen drunter. W. d. 28. Aug. 1794.

(L. S.) Ernst F.

Fabeln und Erzählungen.*)

*) Diese Fabeln und Erzählungen eignet der Verfasser allen denjenigen Personen zu, die seine Blätter nicht lesen. Unter andern gehören auch hierher der große Mogul, der große Lama zu Putola, der Kaiser von Monomopata und andre große und kleine Häupter.

Wilhelmine Dollmann.

Eine Geschichte für Unmütter,

in Kapiteln.

Das erste Kapitel.

Einleitung.

Es herrscht noch mancher Brauch unter den Menschenkindern der, genau besehen — eben nicht zur Ehre und Glorie unsers Geschlechts gereicht. Vielleicht wird es noch Mode, daß Männer Kinder gebähren, Männer säugen und — die lieben Weiber bebeinkleidet und bespornt in Studirstuben auf und abreiten.

Das zweite Kapitel.

Die Geschichte beginnt.

Im Jahr Christi 1790 ward meine Frau Wase, die Frau Oberlandbrandkassendirectorinn Dollmann, von einem jungen Töchterchen glücklich entbunden, welches in der Taufe,

nach christlöblicher hergebrachter Sitte, die Namen Wilhelmine Christiane erhielte. Es war auch gar ein extrafeines Kindlein — freundlich wie die liebe Sonne und gut über alle Beschreibung. Vater und Mutter — beide liebten das Kind, wie nur Eltern je ein Kind geliebt haben mögen — so innig, so über Alles.

Das dritte Kapitel.

War das auch elterliche Liebe?

Wilhelmine war kaum durch die Taufe in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen: so ward sie mit einer Wärterinn landein geschickt, zu einer Bäurinn die sie bis zu ihrer Entwöhnung säugen sollte. Frau Mama hatten, Gott lob! — von der Natur reichlichen Milchvorrath erhalten: allein warum sollten sich Hochdieselben mit dem Säugen, — einer so beschwerlichen Arbeit (welches ich freilich nicht aus eigner Erfahrung wissen kann) — warum sollten sie sich damit belästigen? Die gute Dame, hatte sie doch schon das Kind mit Schmerzen zur Welt gebracht! Immer genug für so eine vornehme Frau, wie meine Frau Base ist!

Das vierte Kapitel.

Von der Pflegemutter unserer Wilhelmine.

Die Pflegemutter unserer Wilhelmine war, wie wir alle es wissen — eine Bäurinn, und hatte neben der Verpflegung ihrer angenommenen Tochter die Pflicht auf sich, einen eignen Sohn von Wilhelminens Alter gleichfalls zu säugen.

Bäuerinnen sind auch Mütter — nicht wahr? Sind oft noch mehr Mütter, haben oft ein noch weit weicheres Herz und lassen die Natur vernehmlicher in sich reden als — gewöhnliche Stadtmütter. Und war es ihr zu verdenken, wenn sie ihr eignes Kind mehr liebte als ein fremdes? Sie hätte nicht Mensch, nicht — Mutter sein müssen! Also — sie liebte Wilhelmine ganz natürlich weniger als ihren eignen Sohn.

Das fünfte Kapitel.

Ein übler Vorfall.

Nun begab es sich, daß es der Pflegemutter unserer Wilhelmine zuweilen an Milch fehlte. Beide Kinder schrien zu gleicher Zeit. Sie griff natürlich nach ihrem Kinde zuerst, und wenn

dieses gestillt und die Brüste oft leer waren: dann wurde Wilhelmine an eben die Brust gelegt, und fand — nicht ein Mäulchen voll Milch. Man gab ihr eine Kruste schwarzes Brodt, ließ sie daran nagen so lange sie wollte: machte sie aber des Geschreies zu viel — gab es unsanfte Ribbenstöße.

Das sechste Kapitel.

Aber sah' sich denn die Mutter nicht mal nach ihrem Kinde um?

Wie hätte die gute Frau doch hierzu Zeit gehabt? — Sie besuchte Redouten, Bälle, Konzerte und alle mögliche Lustzusammenkünfte; putzte und spiegelte sich nicht für die Langeweile: — kurz sie hatte alle Hände voll zu thun. Eine Dame die überdem noch mit dem Gedanken umging, die Welt abermals mit einem Kinde zu erfreuen, überließ Wilhelmine, ohne sich Sorgen ihrentwegen zu machen, — immerhin ihrem traurigen Schicksale.

Das siebente Kapitel.

Trauriges Ende unserer Geschichte.

Wilhelmine ward endlich vom Hunger hingerafft und — starb eines schrecklichen Todes.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0040
DFG

Die Frau Oberlandbrandkassendirektorinn vernahm kaum diese Todspost: so schickte sie unverzüglich zu allen ihren Bekannten und Gefreundten, meldete ihnen diesen unglücklichen Todesfall: — ließ aber alles Gegenbedauren verbitten.

Das achte Kapitel.

Schlußkapitel.

S. Sirach Kap. 42 V. 13.

Doch, ich will gegen das schöne Geschlecht nicht so argdenkend sein wie Vater Sirach. Ueberdem gehört das Buch Sirach bekanntlich zu den sogenannten apokryphischen, denen man, ohne Sünde zu begehen, widersprechen darf. Sei es aber ferne von mir den Ausspruch des guten Vaters in Bausch und Bogen für Irrtum zu erklären. Nur bloß will ich seinem Ausspruche noch beifügen: daß auch manches und vieles Gute von den Weibern komme.

Letzte Worte eines sterbenden Hasen.

Ich lebte unschuldig, that Keinem Leides — auch nicht meinem Feinde mal. Ich aß meine grünen Kräuter, ohne Braten und Pasteten andern zu beneiden. Menschen beraubten mich meiner Kinder und meines Gatten: — ich habe ihnen nicht geflucht. Sie verfolgten mich wie einen Mörder — ich flohe. Man spührte meinen Tritten nach, suchte mich in den verborgendsten Schlupfwinkeln auf: — ich ließ es stille geschehen, denn einmal gilt das Recht des Stärkern in der Welt. Aber, Menschen! — o, verliehen euch auch die Götter ein Recht über mein Leben, erhieltet ihr von ihnen die Erlaubniß uns zu erschießen und aus unserm Fleische Leckerbissen zu bereiten: — zu eurem Vergnügen uns zu morden, uns langsam zu Tode zu quälen und dann mit unserm Fleische eure gierigen Hunde zu füttern!!! — die Freiheit gab euch keine Gottheit. Ich will größer sein als ihr, will für euch beten:

„Lieber Gott, laß doch die Menschen, die mir mein Bischen Leben

nicht gönnten, die mich zu Tode jagten — o, laß sie doch nie parforß gejagt werden! Du weißt es, wie ich mich ängstigte, und welch ein Martertod der Tod eines Hasen ist, den man parforß jägt!“

Die Eiche.

Ich war vormals die Zierde des Waldes, die Königinn aller Eichen. Verwegen trotzte meine Stärke jedem Ungewitter. Stürme heulten mir vorbei: aber vergeblich umspannten mich des Ungewitters wütende Arme. Ich stand da und blieb die, die stolz und hehr ihr Haupt über alle empor trug. Hunderte von Jahren waren unter meinen Füßen vorbeigerollt, wie Augenblicke den Verliebten, die in meinem Schatten sich lagerten. Schiffe die weit im Meere von Winden umher getrieben wurden, sahen meine Krone in den Wolken schweben. Ich war ihr Leitstern, meine Krone ihr Ziel, dem sie mühsam nachstrebten.

Aber, ach! — Wie ist meine Jugend, der Lenz meines Lebens sobald entflohen! Hin sin-

ke ich nach und nach wieder in den Schooß der Erde zurück, die mich gebahr. Meine Eingeweide sind durchlöchert; Steinflechten und Schwämme berauben mich meines kümmerlichen Nahrungssaftes; meine Wurzeln sind verdorrt — ganze Schaaren von Geschlechter *) arbeiten geschäftig und gierig an meinem Umsturze.

So wird auch endlich die Größe und Stärke ein Opfer der Hinfälligkeit! Der Wegweiser von Millionen, muß endlich dem Winke des allgemeinen Wegweisers der Natur folgen. Wenn Kronen vor Verwesung schützten — mit Königen wäre die Welt überschwemmt. Aber so sinkt Größe und Majestät, gleich dem niedrigsten Staube, von der errungenen Höhe in das stille Thal des Todes hinab!

Wahrheit.

Auf einer Landstraße, die mit Karrossen und Fußwanderern beständig bedeckt war, fand ich

*) Linnee zählt ihrer 42 Arten von Insekten, die auf einer Eiche angetroffen werden.

einsmals, in schlechtes Papier eingewickelt, einen sehr schönen Diamant. Ich legte ihn, so wie ich ihn gefunden hatte, eingewickelt wieder hin an seinen Ort. Nicht lange daurte es und — es kam eine glänzende Karosse dahergefahren. Unentdeckt blieb mein Diamant liegen — die Herrschaften im Wagen spielten L'hombre.

Ein junger Landmann, sein Liebchen an der Seite, schlenderte traulich und kosend vorüber. Er sahe das Kleinod nicht. Nun folgte ein hochgelahrter weiser Mann. Sein Kopf war so reichlich mit Spekulationen angefüllt, daß er vor allem Uebersinnlichen nichts hörte nichts sahe. Er hatte keinen Sinn für das was ihm nahe lag. So tief in Gedanken wie er war, hätte er sterben können, ohne es selbst mal zu wissen.

Endlich schritt ein ehrlicher unbefangener Mann daher. Er sahe hübsch zu, was vor ihm lag; denn seinen Untersuchungen war Nichts zu geringe. Er fand, — er prüfte, er untersuchte, — er nahm.

Und wer findet Wahrheit? Und wie findet man sie? Und wo findest du sie? — Beant-

worte dir diese Fragen selbst und — ich darf's dir nicht sagen!

Wohin führt dies Gemälde?

Wenn die Tugend am Abend ihres Lebens ihre Wege überschaut, die sie bis zu diesem endlichen Ziele aller Sterblichen führten: so findet sie hinter sich viele Dornen und Distelgefilde die sie, oft blutig verwundet, in schauerlicher Finsterniß durchsteigen mußte. Ueberhaupt von dieser Seite die Tugend betrachtet, giebt uns fast Alles, was wir täglich sehen, wenige Beweggründe an die Hand, nach ihr hinzustreben. Weit gefälliger schlengelt sich der Weg des Lasters — häufig durch ein angenehmes blumigtes Thal; erquickende Haine beschatten dessen Pfad und — so wandelt er der Lasterhafte nicht selten ungestöhrt auf Rosen und Veilchen, bis endlich der Zeiger seines Lebens den Mitternachtspunkt berührt.

Sind nun beide bis an die Pforten des stillen melankolischen Grabes gelangt: so singt zwar Jener ein fröhliches Tedeum, indem die-

ser ein Kyrie Eleison anhebet: aber wer weiß, ob dies nicht eine Folge der Furcht vor Zernichtung; jenes eine Folge der Freude ist — den Lebensleiden überhoben, endlich zu einer bewußtlosen Ruhe zu gelangen? Wer weiß, sage ich, ob nicht Alles was wir von einer Zukunft nach dem Tode wünschen und hoffen, eitler Wahn nur ist, den große mitleidige Selen erfanden, um uns den Abschied von dem Schauplatze dieses Lebens zu erleichtern?

Aus der Sele eines Freundes folgende Erzählung: Mein Vater starb, so wie der Russische Kaiser Peter III. an einer Hämorrhoidalkolike. Der Unterschied ist nur der: Jener soll daran gestorben sein, und mein Vater ist wirklich dran gestorben. Er hinterließ mir, außer einem adlichen Geschlechtsnamen, ein ganz ansehnliches Vermögen. Es wurden mir sehr viele glänzende Heirathsanträge gemacht, und wie war dies auch anders möglich, da mich Jedermann für reich, jedes Mädchen für liebenswürdig hielte. Doch der Plan meines Lebens war entworfen, und mannhaft trotzte ich jedem Versuche, der darauf angelegt war, ihn mir zu entreißen. In ununterbrochenem

Wonnejubel meine Tage bis zum grämlichen Alter hin zu verschwelgen; ungestöhrt alle Freuden, die Jugend und Liebe uns gewähren, in ländlicher Stille zu genießen: — dies mein Plan! Und rascher noch als mancher Feldherr seine Entwürfe realisirt, schritt ich zur Vollführung.

Einsmals feierte ich den Tag meiner Gebuhrt auf meinem Landgute. Da saß ich in der Mitte zweier Freundinnen, in einer kühlen anmuthigen Laube, die ich auf einen Hügel, der mitten auf meinem Felde lag, hatte hinpflanzen lassen. Lieblicher Wein stürzte in röthlichen Perlen aus kristallnen Flaschen. Noch schäumend schlürften wir ihn ein, und mit ihm den gleißenden Gift, der Andenken an Tugend und Gottheit zernichtet. Rund um meine Laube her, in dürrem Sande, wühlte lechzend der Haufe meiner Unterthanen, um der Erde den Tribut zu entziehen, dadurch sie uns alle ernährt. Kein kühlendes Obdach, kein labender Trunk erfrischte ihre, von dürrer Hitze ausgemergelten Glieder; dahingegen ich, der Sorgen dieses Lebens überhoben, in heitrer wonniger Muße, Augenblicke vertändelte, die jene durch angestrengten Fleiß heiligten.

Nun kam ein Armer in zerlumptem Kleide über dürre Sandschollen, von Schweiße triefend daher. Kummer und Noth übermahlten in schrecklichen Zügen sein ganzes Gesicht. Ein Anblick der die härteste Sele hätte erschüttern können. Aber ungerührt blieb ich bei seinen Klagen, seine Bitten erweichten mein Herz nicht. Nur eine Erfrischung, nur eine geringe Beisteuer verlangte er. „Geh', rief ich, — die Erde ist groß! Viele Wege stehen dir offen!"

Er gieng; aber gewiß er fluchte meinem Herzen. Einer meiner Unterthanen sahe ihn traurig dahinwanken.

„Armer, fragte dieser: — wo willst du hin in dieser Hitze? Komm mit mir, ich will dich zu einem labenden Quell führen! Hier ist Brodt, tunke es in jenes sprudelnde Wasser! Dort hinter dem Gesträuche, sieh' wie klaar, wie labend die Erde es giebt! Hier, nim noch diese Münze, einen Tag will ich gerne für dich gearbeitet haben!"

Wenn es einen Gott giebt, der mit gütigen Blicken von seiner unendlichen Höhe auf uns herabschauet, o, so kann so muß diese That gewis nicht unbelohnt bleiben. Der in ein mensch-

liches Herz eine solche Fülle von Güte und Wohlwollen schüttete, sollte selbst leer an Güte, leer an Wohlwollen sein? Hier sehe ich Unsterblichkeit, hier sehe ich Größe in dunkler Ferne! Fühle was ich noch nie so lebhaft fühlte: — daß jeder Mißklang hier unterm Monde sich einst in Einklang und Harmonie auflösen wird.

Mein Unterthan ward mein größter Wohlthäter.

Tischandachten.

Ich hatte einsmals die Ehre — so erzählt mein Freund — an der Tafel eines sehr vornehmen Mannes zu speisen. So wie es bis dato der Brauch meistentheils noch mit sich bringt, ward, bevor man sich an den Tisch setzte, gebetet. Versteht sich, Jeder betete für sich im Stillen. Nachdem wir allesamt durch ein Mahl, welches netto fünf volle Stunden daurte, unsern rebellischen Magen zur gehörigen Ruhe verwiesen hatten, ging der Eine hier, der Andre dorthin: ich aber schlich mich in ein kleines Gehölze und legte mich in den kühlen

Schatten einer dichtbelaubten Eiche — der Länge nach, wie ein Mensch sich hinzulegen pflegt, wenn er schlafen will — nieder. Nicht gewohnt eine so ungeheure Zeit dem Magenstudium obzuliegen, war ich unzufrieden auf mein Geschick, und beschloß bei mir, nie wieder eine Einladung der Art anzunehmen. Unter solchen Gedanken erlag ich endlich der Obermacht meines müden Fleisches und — entschlummerte sanft. Kaum mogte der Schlaf eine Viertelstunde meine Sinne eingewiegt haben, erschien mir im Traume die Gestalt eines überirdischen Wesens.

„Sei mir gegrüßt: — rief der Geist mit majestätischer Stimme. — Aber wie — finde ich dich hier schlafen? Du pflegst doch sonst eben kein Freund von Nachmittagsruhe zu sein!"

„Jezt ist es schon Abend, erwiederte ich. Aber wohl mir, hätte ich diesen ganzen Nachmittag dem Schlafe weihen können!"

„Ich weiß es warum du diesen Wunsch hegst; glaubst du aber wol, daß man auch in schwelgerischen Gesellschaften seine Zeit nüzlich zubringen kann? Sitze auf deiner Stube; umtürme dich mit Büchern und Manuskripten;

vergrabe dich in eine gelehrte Einöde; — wirst du da je den Menschen so kennen lernen, wie du ihn in Gesellschaften und besonders beim fröhlichen Mahl kennen lernest?"

„Erhabner Geist — antwortete ich: — ich verehre was du sagst, nur deucht mir, daß ich selbst doch die nächste Quelle bin, woraus ich Menschenkenntniß sammeln kann. Und lasse mich dann sein wo ich will, in einer wirklichen Einöde oder auf meinem einsamen Stübchen: so werde ich um so tiefer in mein Innerstes schauen je weniger Außendinge mich an diesem Selbstbeschauen hindern und meine Blicke von mir abziehen."

„Schön gesprochen! Allein weißt du wol, daß, wenn du dich auch ganz genau kennen solltest — woran ich sehr zweifle so lange du nicht Beobachtungen über andre Menschen zu Hülfe nimst — du weiter noch nichts kennst als von einem wichtigen schwer zu erklährenden Werke, davon es unzählig viele Handschriften giebt — nur eine einzige? Hast du diese einzige Handschrift auch hundertmal gelesen: so werden dir immer noch viele Stellen dunkel und unverständlich bleiben, bis du andre zu

Hülfe nimst und diese mit der deinigen vergleichst."

„Du hast Recht!"

„Also die Hauptquelle der Menschenkenntniß woraus du schöpfest, bist du selbst; aber die Beobachtungen über andre Menschen ergänzen das Mangelhafte und Unvollständige deines Systems. Nun sage mir, ob es nicht angenehm und lehrreich für Jeden ist, der sich auf Menschenkenntniß und also natürlich auch auf die Beobachtung ihrer Handlungen und deren Absichten legt; — in Gesellschaften die Tiefen des menschlichen Herzens auszuspähen und den verborgenen und heimlichen Gang ihrer Ideen und Wünsche zu ergründen, der sich nur zu sehr durch Blick und Augen verräth!"

„Ich muß es gestehen!"

„Du würdest heute wichtige Entdeckungen haben machen können, hätten nicht Unlust und Mißlaune deinen Beobachtungsgeist so gar verstimmt. Aber suche dich nach diesem, wo du auch sein magst, stets aufzuheitern. Es ist kein Ort und kein Augenblick für den Menschen ohne Gewinn, wenn er ihn nur nutzen will. Je vielfältiger und abstechender die Lagen sind,

worinn wir uns nach und nach befinden, um so größer und ausgebreiteter wird unsere Erfahrung und mit ihr unsere Einsicht."

„Und welche Beobachtungen hätte ich heute machen können?"

„Als ihr vor dem Tische im Gebete, dem Anscheine nach begriffen waret, nahm doch die oberste Stelle der Vizeoberappellazionsgerichtsdirektor von K. ein. Er faltete zwar die Hände; aber merktest du wol, daß seine Augen stier auf seinen jungen Pupillen gerichtet waren? Sein Wunsch so wie sein Gebet war gewis folgendes: „Lieber Gott, du weißt es wie gerne ich ungestöhrt in den Reichtümern dieses Jünglings wühlen mögte; vor dir ist ja kein Gedanke verborgen! O nimm ihn doch — da ich sein nächster Erbe bin, — durch einen seligen sanften Tod zu dir in deinen Himmel. Ich will ihn auch recht stattlich begraben lassen und will ihn rühmen so lange ich lebe."

Die Frau von K. revidirte mit einem Kennerauge die Symmetrie der Tafel. Wahrscheinlich hatte sie auch nicht mal Zeit zu einem Seufzer.

Der Baron von Y. liebäugelte sehr merklich

mit dem Dämchen das grade gegenüber anstatt zu beten, ihm sehr bedeutungsvolle Blicke zuwarf.

Die alte Donna, Madam X, sahest und hörtest du sie nicht himmeln und seufzen? Nicht bescheiden und demüthig, wie es der Frömmigkeit ziemt, wenn sie mit dem Beherrscher des Weltalls redet — sahe sie hin zur Erde. Mehr waren ihre Blicke auf die Umstehenden gerichtet, um aus ihren Mienen die Bewunderung ihrer Frömmigkeit zu lesen. — Doch genug hiervon, meine Zeit ist verflossen. Nur dies sage noch den Menschen in meinem Namen; betet wirklich oder — betet gar nicht, wenn ihr nicht solltet mit Andacht beten können. Ein Geplärr der Lippen ist dem Vater der dort oben thronet — ein Greuel!"

Ich hab's gesagt.

An die starken Geister unserer Zeit.

Eine Erzählung.

Die Begierde vor andern Menschen sich auszuzeichnen ist so allgemein, der Wunsch hervor-

zuragen so gewöhnlich, daß ich fast keinen einzigen Menschen hiervon frei spreche. Jeder hat seinen eignen Kopf, und in diesem Kopfe seine eignen Vorstellungen, seine eignen Wünsche. Erziehung, Temperament und unzählige andre Ursachen, bewürken die bewundernswürdige Verschiedenheit, welche wir in den Gesinnungsarten und Handlungsweisen der Menschen wahrnehmen. So wie der Mäßige sich durch Mäßigkeit, der Wollüstige durch Sinnenpracht, der Wißbegierige durch Kenntnisse, der Stolze durch Rang und Prunk auszuzeichnen bemühet: so sucht der Geitzige die Thore zum Reichtum, der Held die Gelegenheit zu Siegen. Indessen ist es bisher, leider! noch nicht sehr Mode geworden, sich durch reine Tugend auszuzeichnen; dahingegen aber greift die Sitte auf Religion zu spotten und die Begierde nach dem Namen eines starken Geistes so weit um sich, daß man unter allen Ständen, vom Bauern an bis zum Fürsten, deren eine zahlreiche Menge findet.

Ich habe es hier nicht mit Menschen zu thun, die aus vermeintlichen Gründen diese oder jenen Sätze eines anerzogenen Glaubensystems

bezweifeln; die still und ruhig diese Zweifel für sich behalten und durch anhaltendes Forschen ihre andersdenkende Vernunft zur Ruhe zu verweisen sich bemühen. Lediglich mit jenen Helden wage ich hier eine Fehde, denen es keineswegs um Berichtigung ihrer eingebildeten Zweifel zu thun ist und die auch im Grunde nicht zweifeln können, weil sie so wenig die Gründe für noch wider die Sache gehörig kennen; Menschen die aus leidigem Hange zur Starkgeisterei nur Schriften wider das hergebrachte System der Kirche verfaßt und aus dem Grunde lesen, um den in solchen Schriften sich findenden Spott und Witz sich eigen zu machen und für Produkte ihres Kopfes in Gesellschaften zu verkaufen. Doch — erzählen wir eine Geschichte.

Ein gewisser sogenannter starker Geist, d. i. ein Mann der sich die Witzart des Voltairs, die frivolen Aeusserungen des Bahrdt über Religion und den Anstrich des Bolingbrokschen Prüfungsernstes eigen gemacht hatte — ein Gubernialrath von H. besaß ein großes Vermögen. Er hatte studirt: denn bekanntlich wer ein Gubernialrath sein will, muß — stu-

dirt d. h. einige hundert oder tausend Thaler in einer Universitätsstadt verzehrt haben. Ich will von seiner Geschäftstreue nichts sagen; denn eines Theils gehört dies nicht zu unserer Erzählung; andern Theils wird man aus dem Folgenden so manche Schlüsse ziehen können, die eben nicht zum Ruhm und zur Glorie unsers Helden gereichen. Verschiedene freie Aeusserungen über das System seiner Kirche — er war ein Katolik von Gebuhrt — zum Theil auch freche Spöttereien erweckten ihm manche Feinde und natürlich also auch manches Herzeleid. Ungehalten auf die Einfalt der Menschen, mit denen er in so mancherlei Verhältnissen stand und noch mehr über die Glaubenswuth des geistlichen Heers seiner Stadt aufgebracht, — entsagte er seinem Posten und vergrub sich auf seinem Ritterhofe, unter Bücher, die Gift und Flammen wider alles Positive in der Religion ausspieten.

Auch hier auf dem Lande besuchte er keine Kirche; verachtete Sakramente, Altar und Lehrer: kurz er qualificirte sich ganz zu dem Schicksal jenes bekannten reichen Mannes. Und muß man nicht oft in Versuchung gerathen die

Starkgeisterschaft eines Namens zu bezweifeln, wenn er nicht mal vermag dem schwachen Reitz einer schmutzigen Grisette zu widerstehen? So schwach war unser starke Held — so schwach wurden auch seine Unterthanen. Der Prediger seines Orts unterließ nicht auf ihn zu schimpfen und das göttliche Wort, von der Kanzel herab, in einer so groben Sprache zu erklären wie es nur je ein unverständiger Eiferer mag gethan haben. Hierdurch aber ward nichts gebessert und überhaupt hat wol das grobe Geschütz in der Welt mehr Unheil als Gutes gestiftet. — Also es blieb alles beim Alten: der Prediger bei seinem Schelten, der Gubernialrath bei seinen Ausschweifungen, der Unterthan beim Hinundherwanken zwischen Lehre und Beispeil.

Einsmals in später Mitternacht, saß unser Herr Gubernialrath auf seinem Zimmer an einem Tische. Mag es der Himmel wissen, über welcher guten oder schlechten Idee er brütete. Kurz es flog durch's offne Fenster eine Taube zu ihm ins Zimmer. Er jagte lange mit ihr auf dem Zimmer herum: allein sie wollte nicht weichen, — ohne Zweifel weil

sie das offne Fenster nicht finden konnte. Er ging zu seiner Gattin herunter — weiß wie eine Wand, an allen Gliedern zitternd — und erzählte der erschrocken und bestürzt den so eben erlebten Vorfall. Er ließ hierbei nicht undeutlich merken, daß diese Taube wol könnte ein Vorbote seines nahen Todes sein.

Die Frau Gubernialräthinn suchte die gesunkenen Kräfte ihres Gemahls wieder emporzuheben; sie machte ihm seinen Wahn lächerlich und spöttelte auf seine abergläubische Grille: aber der starke Geist, Gubernialrath von H., war nun einmal zu schwach um sich über sothane alltägliche Begebenheit wegzusetzen und verfiel — denkt mal, Freunde, wie wunderbar! — in eine schwere Krankheit.

Es ward sogleich zum Prediger des Orts geschickt; denn nun suchte er einen Trost, dessen er vorher nicht bedürftig zu sein wähnte — aber mein lieber Herr Pfarrer war verreist. Jezt mußte, in Ermangelung eines Geistlichen, ein altes krummes Mütterchen, von belobter Gottesfurcht, unserm starken Geiste, dem Gubernialrath von H., herzbrechende Gebete vorsagen und ihm aus alten beräucher-

ten Postillen Trost in die Sele lesen. Am dritten Tage nach seinem Krankwerden — verschied er. Nachdem hat man weiter nichts von ihm gehört oder gesehen: aber um so mehr von andern seines Gleichen. — Hab's auch gesagt!"

Die Welt will betrogen sein!

Diese Wahrheit bestätigen zwar schon die heuerzeitigen Theurgen, Saalbader, Gaukler, das Marktschreiergesindel, die falschen Busen, genannt Trompösen, die falschen Haare, Waden; u. s. w., ferner — die so häufig in öffentlichen Blättern ausposaunten Arkane, Balsame und wie die Zusammenschmiragen jener trugvollen Semiäskulapen alle heissen mögen — sage ich, bestätigen die Wahrheit: daß die Welt betrogen sein will. Allein demohnerachtet haben wir uns kecklichst mit unserm Herzen dahin berathen, ein dito dieser Betrügereien zur Kunde unserer Leser zu bringen.

Es war einsmals ein Edelmann:

— So fängt sich unser Störchen an —

Also, wie meine Leser sehen, mit einem artigen Reim. Dieser Edelmann hatte ein ungeheures Vermögen — gehabt. Es soll uns gleichviel gelten, auf welche Weise er dasselbe durchbrachte. Genug, gestohlen war's ihm nicht; ins Wasser hatte er's auch nicht geworfen: — sondern wahrscheinlich unter Klingen und Singen vergeudet. Unter diesen Umständen blieb ihm endlich, als seine Gläubiger sich mal die Freiheit nahmen, seine Rechnungen durchzusehen, um sich nach dem Befinden seines Geldbeutels — wol eben nicht mit christbrüderlicher Theilnahme — zu erkundigen, von allen den ansehnlichen Gütern die er vormals im Besitz gehabt hatte — nur ein einziges kleines Gütchen übrig. Doch auch noch nebst diesem — was man in einem Insolventzustande nicht einzubüssen pflegt — ein offnes gesundes Gehirn. Dies Letzte ist schon immer eine ansehnliche Gabe Gottes, die kein Mensch gegen Crösusschätze vertauschen wird.

Als nun mal an einem sehr heissen Tage unser heruntergekommene Edelmann, vielleicht zum Zeitvertreibe, in seinem Gute promenirte, führte ihn sein Weg in einen angenehmen rei-

zenden Hain. Ermüdet und von der Hitze fast ausgemergelt, lagerte er sich an einem Quell der lauter und klar aus dem Schooße der Erde hervorsprudelte und rieselnd, unter schalkhaften Krümmungen, wie ein junger Knabe, dahin hüpfte. Unser adeliche Mann — hätte er auch die ganze Welt hintergangen, wer würde ihm den Gebuhrtsadel haben nehmen können? Um ein wahrhaftig edler Mann zu sein, dazu wird mehr erfordert als bloße Gebuhrt: dazu macht uns Erziehung, Streben nach Rechtschaffenheit und das Amen welches von oben herab die leitende Hand der Vorsehung unserm Bemühen zuwinket. — Also — unser adliche Mann griff mit hohler Hand in die Wogen dieses kleinen Quells, und schöpfte zur Vertreibung des Durstes, auf diese Weise, seinen nothdürftigen Trank. Er fühlte sich, nachdem er dies Wasser getrunken hatte — sehr natürlich — ausserordentlich gestärkt.

„Wie wär's — sagte er zu sich selbst: — wenn du hier einen Gesundbrunnen anlegtest! die Welt will ja einmal hintergangen sein. Der Doktor Y. wird gerne mit Kreditifen und Cer-

tifikaten aufwarten. Er braucht Geld, der arme Mann, bei seiner zahlreichen Familie.

So gesagt, so geschehen. Es verliefen keine vier Wochen, so posaunte schon Doktor Y. im ganzen heiligen Römischen Reiche seine unheiligen Lügen aus. So weit die Menschheit nur zu lesen vermogte, ward die wunderthätige Kraft eines neu entdeckten mineralischen Brunnens austrompetet. Krumme und Lahme, Taube und Stumme, venerische und hysterische Pazienten, Alles — Alles was nur kränkelte und noch länger leben wollte rief Doktor Y. zu unserm heilsamlichen Quell. Unser Edelmann ließ den Hain und die Gegend umher sehr verschönern, ließ Palläste für Fürsten und Adliche, ließ Hütten für Arme bauen. Da kamen Kutschen und Chaisen, Phaedons, Wiener und Pariserwägen; da kamen Sänften und — Gesichter zum Vorschein, die kein Christenmensch kannte: Mohren und Zwerge, Bediente und Kammerzofen bei Tausenden; Bischöfe und Küster; Männer mit Stern und Kreuz bezeichnet. Das war ein herrliches Leben für die armen Kranken! Sie tanzten und tändelten und spielten und tranken daß es Art hatte, und

wer nicht krank war, machte sich aus Liebe zum Vergügen krank.

Die Kräfte des mineralischen Brunnens wurden höchlichst gerühmt. Man trug die Namen aller, die dort gesund geworden waren, in eine gedruckte Liste. Nur blitzwenig fehlte daran: so hätte man auch einen Todten durch dieses wunderthätige Minerale wieder auferweckt.

Der Edelmann wurde durch diesen wohlausgesonnenen Pfiff über alle Beschreibung reich, so reich ward er, daß er, nach Verlauf einiger Jahre sich in den Grafenstand, sein Sohn gar in den Fürstenstand erheben ließ. Irre ich nicht, ist diese Familie jezt ganz ausgestorben. Der berühmte Quell ist wenigstens versiegt. Weiter nichts als höchstens ein Paar zerrissene Liebesbriefe; Haarbeutel, zerlumpt und beschmutzt; vertrocknete Blumensträuße; gestickte Strumpfbänder und andere Reliquien vormaliger Rauschjubel findet man jezt an jenem Orte. Gesundheit hatte Keiner je da gefunden: aber desto häufiger dort eingebüßt.

Eine wunderbahre Geschichte.

Vorzeiten hatte man den Glauben, daß alle große Begebenheiten in der Welt durch wunderbahrliche Zeichen vorher angekündiget würden. Ein Aberglaube, der so tiefe Wurzel in die Herzen nachfolgender Geschlechter geschlagen hat, daß wir sogar in unsern Zeiten noch Ueberbleibsel in Menge davon finden. Der Untergang eines ganzen Königreichs, oder der Hinsturz einer mächtigen Residenzstadt gehört gewis zu den wichtigen und großen Begebenheiten in der Welt, die es wol verdienen — daferne doch etwas durch Zeichen angedeutet werden soll — vorher bekannt gemacht zu werden.

Es war mal ein Zeitpunkt, der einem der mächtigsten Europäischen Reiche jähen Untergang drohte. Von Norden und Süden, von Westen und Osten strömten Krieger und Helden ohne Zahl herbei. Der Regent dieses unglücklichen Reichs, ein großer verehrlicher Fürst, dessen Name man schon lange mit goldnen Buchstaben in die Jahrbücher der Menschheit eingetragen hat, weil er, ein Weiser und Held zu gleicher Zeit, im Frieden so wie im Kriege

groß, nie seines Gleichen fand. — Dieser große Fürst zernichtete alle Anschläge seiner gierigen Feinde, stürzte mit mächtiger Hand Tausende zu Boden und jagte den ganzen Troß bewappneter Widersacher in ihre Schlupfwinkel zurück. Allein sobald war dies nicht gethan. Es kamen Zeiten die alles Mögliche für ihn und für sein Reich befürchten ließen.

Als es denn nun einsmals besonders traurig um ihn aussah; die Einwohner seiner Residenz den Himmel fast mit ihren Bitten, um gesegnete Waffen ihres Monarchen, bestürmten; als Alles leise flisperte und Gesichter fürchterlich wie abgeschiedene Schatten die Gassen der Stadt durchirrten; damals als jeder treue Unterthan des bedrengten Reichs schon die Sterbklocke leuten hörte, die den Fall seiner Nation ankündete — war es, als man in der Residenz überall folgende fürchterliche Worte hallen und widerhallen hörte:

Wehe! Wehe dir du schöne Stadt! du Königinn der Städte — Wehe dir!

Man hörte den dumpfen Hall dieser Stimme, wie gesagt, über die ganze Stadt. Anfäng-

lich wußte keiner woher sie kam — ob vom Himmel herab oder aus der Erde? — Endlich merkte man, daß sie in der Gegend des Schlosses ihre Entstehung fand, und als man noch genauer untersuchte, überzeugte sich Jeder von der Entstehung derselben auf dem Schlosse selbst. Am Tage hörte man sie nicht, sondern nur Abends und pflegte dann gewöhnlich bis zum Anbruch des Morgens fortzudauren.

Jetzt strömten die Einwohner der Stadt Schaarenweise hin zum Schloßplatze sobald nur die Abenddämmerung begann. Jeder der nur entfernt Anspruch auf Beobachtungsgeist machte, stellte seine Untersuchungen an: aber keiner konnte den Vorgang erklären, wenn gleich viele von ihnen ihn für natürlich, kurz für Betrügerei hielten. Denn man muß wissen: Berlin gehört zu den aufgeklährtesten Städten unsers Erdenrunds.

Nachdem der schlaue Betrüger seine Rolle einige Zeit mit dem besten Glücke gespielt und Sensation über Sensation erregt hatte, fand sich, daß ein Maurer mit einem Sprachrohr der Urheber dieser ganzen Mähre war. Wie man seine Dienstfertigkeit belohnte — habe ich

nicht erfahren. Wahrscheinlich hat man ihn den Weg aller Thoren und Betrüger geschickt, und — über die ganze Geschichte gelacht.

Hätte sich diese Begebenheit zu den Zeiten des finstern Aberglaubens zugetragen, würden wir von posaunenden Engeln und feurigen Schwerdtern Foliantennachrichten haben. Jetzt finden Mährchen der Art keinen sonderlichen Beifall, das macht — wir trinken heuer Koffe und Schockelade.

Israfil und Beelzebub.

Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte.

Der alte bekannte Drache, Satanas, Luzifer, auch Beelzebub genannt, war einsmals seinem Wächter, Herrn Michael, der mit einem flammenden Schwerdte den Eingang zum Orkus zu bewachen pflegt — entwischt und ging manchmal brummend wie ein gezauster Bär, manchmal in der, bis zum Küssen schönen Gestalt eines eingedufteten Herrchen auf unserer sublunarischen Welt umher. Aus kei-

ner andern Ursache als — für die Bevölkerung seines finstern Wohnorts gehörig zu sorgen.

Ich weiß nicht, ob es von Ohngefehr geschahe, oder ob er absichtlich nach Teutschland und zwar gradesweges nach X. hinschlenderte. Genug er kam an einem Donnerstage in diese große Fürstenstadt. Er war seit geraumer Zeit nicht in die freie Welt gekommen, hatte also auch lange nicht gesehen: wie und was die Menschen machten. Noch an demselben Abend besuchte er das Schauspiel und fand — daß Alles seine größten Erwartungen und Wünsche bei Weitem übertraf. Er wußte sich bei den Dams Eingang zu verschaffen, auch die Herren liebten ihn, zum Theil, wie ihren leiblichen Bruder. Kurz: die ganze schöne Welt hielte ihn für ein feines belebtes Geschöpf. Am Freitage besuchte er die Redoute. Das war gar ein Leben für ihn! Hoch und theuer schwur er bei sich: seit Vater Adams Zeiten sei die Welt nicht so fein, aufgeklährt, gebildet und munter gewesen als jetzt. „Nun kann doch ein ehrlicher Mensch noch seines Lebens froh' werden!" — sagte er. „Ich will nicht Beelzebub heißen, wünsche ich selbst nicht Mensch zu sein!

Bei meiner Ehre! Es ist nicht erlaubt, daß ich immer eingekerkert in meinem Gefängniß sitzen muß! Aber warte, Michael, du sollst mich unter diesen feinen Menschen nicht finden können.

Der Sonnabend hätte billig ein Ruhetag sein sollen; allein unser Stutzer, dem die Welt so neu war, kurte am Morgen den Dams die noch vor der Toilette saßen und die übrige Zeit des Tages brachte er mit Männern von Gewichte zu, um sich nach den Angelegenheiten der großen Welt zu erkundigen. Da erfuhr er denn, zu seiner großen Freude, daß Krieg und Blutvergießen noch eben so gut Mode sei wie im grauen Altertume, und daß gesittete Völker mit nicht minderer Grausamkeit Vestungen und Städte erobern als zu den Zeiten der finstersten Barbarei. Besonders behagte ihm der Sturm von Ismael.

„Meiner Seel! — schwur er: — Wäre ich Kaiserinn von Rußland, die braven Helden müßten alle den Kammerherrnschlüssel und mein Portrait zum Beweise meiner höchsten Zufriedenheit haben!“

Auch besuchte Herr Urian die Kirche, worinn es ihm nicht wenig gefiel. Die Menschen

meinte er, kämen größtentheils wol in die Kirche, um ihren Lungenflügeln mal eine heilsame Motion zu machen. „Wohl mir! Geschrei ist genug da: aber um so weniger Gedanke und Andacht.“ — rief er freudig aus. Kurz Freunde: Beelzebub war mit dem Menschengeschlechte, mit dessen Lebensart und Religion über alle Beschreibung wohl zufrieden und freute sich nicht anders über sie wie sich ein Vater über seine wohlgerathenen Kinder freuet.

Am Sontagnachmittage, um die Zeit da die Nachmittagspredigt beginnen sollte, wollte er eben hin zu einer jungen Gräfinn um ihr den Hof zu machen. Er hatte sie Vormittags in der Kirche kennen gelernt. Sie war eine junge belesene Dame, die durch ihre witzigen und weisen Einfälle unserm Reisenden, in der Kirche die Zeit sehr angenehm vertrieben hatte. Doch hier hatte dem Herren Urian — mit Verlaub zu melden — eine Eule gesessen. Denn als er schon die Thür zum gräflichen Pallast in der Hand hatte, kam der gute Israfil daher. Er kannte den Beelzebub sogleich. Beelzebub erschrak heftig. Doch aber hatte er in der kurzen Zeit, die er unter Menschen zubrachte, in der Ver-

stellungskunst mächtige Fortschritte gemacht. Unerschrocken trat er dem Engel des Lichts unter die Augen, indem er fragte: was ihm gefällig sei?

„Und du Beelzebub — sagte Israfil: — bist deinem Hüter entwischt? Zurück, Unseliger in deine Hölle! Willst du die Menschen noch mehr verderben?"

„Engel der Klahrheit — erwiederte Beelzebub — nur noch einige Tage erlaube mir die Freiheit. Ich kann die Menschen einmal nicht verderben, sie sind klüger wie ich mit allen meinen Legionen. Ich habe in diesen Tagen mehr von ihnen profitirt als sie jemals von mir lernten!"

„Schnickschnack! antwortete Israfil. — Zurück mit Gutem oder — ich werde Gewalt gebrauchen!"

„Gewalt? — Haha! Wen wolltest du zu Hülfe rufen? — Die Polizei? — Das Militair? — Die schöne Welt?" —

Die Herren katzbalgten sich ein feines Weilchen auf der Gasse herum und Jedermann der ihnen vorbeiging sahe mit Vergnügen ihrem Kampfe zu. Endlich fühlte Beelzebub die

schwehre Hand des Lichtengels. Nun rief er:

„Höre Israfil, ich will mit Gutem in meine finstre Klause gehen, nur erlaube mir, daß ich diesem Nachmittagsgottesdienste noch beiwohnen darf!

Dies kam dem guten Israfil sehr paradox vor, indessen gewährte er ihm seine Bitte. Beelzebub aber hatte ganz andere Absichten und, wie man sehen wird, wußte er diese auf eine sehr geschickte Art zu erreichen. Die Predigt nemlich war beinahe zum Ende, da sagte er zu Israfil:

„Wie viele Menschen sollten wol aus wirklich guten und reinen Absichten in die Kirche gegangen sein — was meinst du Israfil?

„Das weiß ich nicht, Schwätzer!"

„Glaubst du wol, daß unter allen diesen Hunderten sich kaum zwanzig finden, die sich aus reinem Gottestriebe hieher machten?"

„Beelzebub mache mir die Menschen nicht noch verhaßter!"

„Höre Israfil: soll ich denn nur noch einige Tage Freiheit haben, wenn unter den ersten dreißig Menschen die dieses Gotteshaus ver-

lassen, nicht ein Einziger ist der aus reinen Absichten hierher kam?"

„'s soll dir zugestanden sein!" rief Israfil.

Die Predigt war zum Ende. Israfil und Beelzebub machten sich vor eine Thür und fingen ihre Nachforschungen an. Es kam ihnen zuerst ein junges schönes Mädchen in den Lauf. Israfil fragte sie:

„Warum, mein Engelchen, sind sie in die Kirche gegangen?"

„Siehst du nicht meinen neuen Hut?"

Es kam ein altes krummes Mütterchen.

„Was hast du in der Kirche gemacht?" — fragte Israfil.

„Ach was würde unser Herr Prediger wol von mir denken, wenn ich einmal nur die Kirche versäumte! Er weiß es, wie gar gottesfürchtig und fromm ich bin."

„Was hast du aus der Predigt behalten?

„Ach Gott, das war ja so tröstlich was der gottselige Mann uns von dem Herrn Jesu am Kreutze und von dessen Wunden vorpredigte! Ich mußte schier weinen."

Jezt kam ein bejahrter Mann, dessen Mienen Verdruß und Aerger verriethen. War er dies,

war er Jenes? — ich weiß es nicht. Ein Mensch war er gewis.

„Warum bist du in die Kirche gegangen?"

„Hab' solch ein Weib wie ich, und du wirst keinen sichrern Ort kennen als die Kirche. In der Kirche nur habe ich Friede!"

Israfil lächelte über diesen komischen Einfall.

„Hast du Nichts aus der Predigt behalten?"

Er schwieg.

„Geh' — rief Israfil — ich wünsche dir ein besseres Weib!"

Nun kam eine wohlgeputzte Dame, von ohngefähr dreißig Jahren.

„Warum bist du in die Kirche gegangen?"

„Mein Mann wollte hingehen und — wüßtest du wie liederlich und verführerisch es hier im Orte ist. . . ."

„Hast du Etwas aus der Predigt behalten?"

„Wenn ich nicht hätte auf meinen Mann Acht haben dürfen!"

Ein junges Herrchen kam antanzen.

„Junger Herr, was hast du in der Kirche gemacht?"

„Hab' die Schönen begafft, mein Freund!"

Hier ward nicht weiter gefragt. Das Herr-

chen tanzte, Marionettenpuppen ähnlich von hinnen. Ein andrer junger Mann, in der Hand eine Schreibtafel, folgte dem Tänzer. — Nun — rief Israfil: — Nun mein lieber Urian packe dich nur. Dieser wird die Predigt aufgeschrieben haben. „Mir ist nicht bange!" antwortete Beelzebub.

„Was hast du in der Kirche gemacht?"

„Sieh' diese Zeichnung!"

Er hatte die Donna seines Herzens abgezeichnet. Abermals kam ein süßes Herrchen aus der Kirche. Langsam und seufzend kroch er — wie ein trächtiger Frosch — nur.

„Warum gingst du in die Kirche?"

„Ach! ich habe hinter dem Stuhle meiner Unerbittlichen geseufzet!"

„Thoren waren alle Uebrigen, rief Israfil verdrießlich — dieser ist gar ein doppelter Thor!"

Doch um die gute Laune meiner Leser nicht gänzlich zu verderben, breche ich hier ab, und melde nur mit wenigen Worten: Beelzebub gewann seine Wette. Erfahre ich mit der Zeit ein Mehreres aus dem Geisterreiche, werde ich es dem Publikum sehr gerne mittheilen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0077
DFG

Der Hund und die Katze.

Es hatte einsmals ein Hund, von ehrlicher guter Rasse — ein Stücklein Brodt. Sein Herr hatte es ihm gegeben und so kam es ihm freilich von Gott und Rechtswegen zu. Frau Nachbarinn Katze, wohlberühmt wegen ihres schmeichelhaften hinterlistigen Wesens, sahe von ferne ihren Herrn Nachbar appetitlich anbeissen. Sie bekam auch Lust dazu, wie es ihr denn überhaupt oft nur schmahl zu gehen pflegte. Unterdessen getraute sie sich nicht ihren Nachbar mit Gewalt seines Eigentums zu berauben, da die Geschichte ihrer rühmlichen Vorfahren ein Manches von den scharfen Zähnen der Hunde enthielten.

„Guten Abend, Herr Nachbar!" kam sie zu ihm. Freundlichkeit lachte ihr aus den Augen. — „Ach, lieber Gott! Sie essen ja wol gar trockenes Brodt! Ih! Sie könnten auch wol Butter dazu essen! Haben Sie Appetit zu Butter, will ich Ihnen gleich welche verschaffen."

Der Hund war kein eigentlicher Kostverächter; aber wenn er ohne Mühe und Kosten But-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0078
DFG

ter bei seinem Brodte haben konnte, nahm er's auch fürlieb.

„Sie ist sehr freundschaftlich, Nachbarinn! Guten Abend! — Hat Sie Butter, geb' Sie nur her!"

„Kommen Sie nur mit mir; will das Glück uns wohl, beschert es uns auch noch Käse."

Der Hund nahm sein Stücklein Brodt und folgte der Katze auf dem Fuße nach. Die Katze führte ihn auf den Hausboden, wo sie für gewöhnlich ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Hier stand eine große tiefe Schale mit Wasser angefüllt, und unten an dem Boden dieser Schale ein appetitliches Stückchen Butter, dessen aber der Hund nicht eher habhaft werden konnte, bis er das Wasser aus der Schale auf irgend eine Weise herausgeschafft hatte.

„Frau Nachbarinn — sagte der Hund etwas erbittert — das ist ja gar kein Nöthigen! Wie soll ich die Butter kriegen?"

„Nun das ist wahr, Herr Hund, nehmen Sie's mir nicht übel: Sie sind erschrecklich einfältig! Da legen Sie sich bei der Schale und trinken das Wasser oben ab, so kann Ihnen ja die Butter nicht entgehen."

Der ehrliche Hund legte sein Stückchen Brodt bei sich hin und fing das angerathene schwehre Geschäfte an. Es ging anfänglich ziemlich rasch. Als er das Wasser beinahe bis zur Butter niedergegurgelt hatte, sagte die Katze:

„Es wird Ihnen wol sauer, Herr Nachbar! Warten Sie, ich will Ihnen helfen.“

„Puh'! — stöhnte der Hund. Bin schon so voll, daß ich die Butter fast mögte fahren lassen.“

Er schlürfte noch ein wenig. Die Katze benutzte diesen Zeitpunkt seiner Unbeholfenheit, stieß ihn rund übern Haufen, griff mit der einen Tatze nach dem Brodt, mit der andern nach der Butter und — so klabasterte sie von hinnen. Der Hund schrie überlaut: Haltet den Dieb! Die Katze saß grade über ihm auf einem Balken und verzehrte mit Vergnügen das Butterbrodt.

„Herr Nachbar, fragte sie spöttisch: wie schmeckt das Butterbrodt?“

Diese Fabel mag in einem Bilde das Schicksal eines ehrlichen Mannes uns schildern, der das Unglück hat, sich unter abgefeimten Buben zu befinden.

Der alte und der junge Hund.

Lady ein allerliebstes, ziemlich betagtes, Hündchen hatte sich einen Sohn gebohren. So begab es sich einsmals als unsere kleine Madam sich ganz behaglich unter dem Ofen ausgestreckt hatte und den muntern Krummsprüngen ihres Fleisches und Beins zusahe, daß, sage ich, ein Mensch sich bemühte dem kleinen Hunde allerhand Geschicklichkeiten beizubringen. Lady hatte eine dergleichen nie gelernt. Essen, Trinken und Bellen — dies war ihre ganze Geschicklichkeit. Eben aber weil sie klug genug zu sein sich dünkte, eiferte sie gegen Alles was diese engen Grenzen ihres Wissens überschritt und konnte sich auch auf keine Weise den Nutzen der Vielwisserei erklähren.

Nun fing die gute Donna unterm Ofen, nach Art aller ihrer Schwestern, gar gewaltig an zu moralisiren und zu knurren. Sie beklagte sich hart darüber, daß die Jugend ihres Geschlechts jetzt so klug, ja überklug — gemacht würde.

„Ist's doch nicht anders als wenn alle Professores einst werden sollen! — Wozu dienen

einem ehrlichen Hunde alle solche Grillenfängereien?"

Plötzlich erschallte eine Stimme — war's nicht Jevs selbst, so hörte man gewiß eine andre Gottheit reden: „Unvernünftiges Thier! Und auch du gesellest dich zu denen, die wider die Aufklärung bellen?"

Die Sonne mit ihren Planeten.

Die lieben Planeten allzumal, so viele ihrer um die Sonne rollen, sahen oft die Menschen auf lachenden Fluhren lustwandeln.

„Ei Leutchen, rief Uranus, aus weiter Ferne, daß das ganze Firmament wiederhallte — laßt uns auch einmal mit einander gesellig promeniren. Wir haben ja die schönsten Räume, die ebensten Straßen!"

Bis zum heißen Merkur drang diese Stimme durch Athmosphären und Lufträume. Die Herrn und Damen waren alle hierzu bereit. Nachdem sie schon eine ganze Strecke des Weges zum Syrius hinauf zurückgelegt hatten, beklagten sich Venus und unsere Erde sehr über

Müdigkeit. Die Herrn waren gleich so artig, obgleich sie die Höflichkeit nie in Berlin oder London — und warum soll ich auch nicht sagen: in Schwerin? denn Schwerin ist ein feines Städtlein — studirt hatten, sich mit den Damen am Wege, auf weiche Wolken, hinzulagern.

So wie denn große Herrn, Trotz den allerkleinsten Herrn über nichtsbedeutende Lappalien sich manchmal unterreden, entstand unter ihnen die Frage: Wer wol der Vornehmste von ihnen sein mögte?

„Unstreitig bin ich's! — sagte Merkur. — Keiner von Euch ist so nahe um unsere Königinn als ich!"

„Mücken, Fliegen und andres Ungeziefer setzen sich auf die Nasen der Könige! — Rief Jupiter in der ihm eigenen Baßstimme. — Mich fragt, wenn ihr über eure Frage zur Richtigkeit kommen wollt!" — Und damit klopfte er allmächtig auf seinen ungeheuren Wanst, so daß der dumpfe Schall davon, wie ein holer Donner, durch die weiten Räume des Himmels rollte.

„Freilich lieber Jupiter — sagte unsere Erde: — wenn es auf die Stärke unserer Bäuche ankömmt: so bist du gewiß der Vornehmste. Keiner misset sich mit dir!"

„Das meine ich, Madam! Denn wisse: keine 60,821 Meilen messen meinen Bauch."

„Eure Eminenz scheinen Recht zu haben, — wahrlich! Aber warum halten Sie sich immer in so weiter Ferne von unserer Königinn? — Doch Sie wollen Ihrem Range wol nichts vergeben; ich kann's mir denken!

Hierbei lachte unsere Erde spöttisch und sahe den Mars dabei bedeutungsvoll an.

„Kinder, seid doch nicht thörigt! — rief endlich Uranus. — Wer denn doch am freisten handeln darf, ist ohne Zweifel der Größte und Vornehmste. Ich bedarf der Sonne am wenigsten; habe in einer Entfernung von ihr, die über 390 Millionen Meilen beträgt, meinen eignen Hoff. Ich mache Reisen 2500 Millionen Meilen in dem großen Raum des Himmels, während des Euch Uebrigen die Sonne, wie die noch unverständigen Kinder, am Gängelbande umherleitet."

Kaum hatte Uranus dies gesagt, so trat die

Sonne urplötzlich in ihrer ganzen Pracht und Majestät in die Mitte der Planeten. Die Herrn und Damen, wie man sich leicht wird vorstellen können, — erschracken.

„O Thoren die ihr Alle seid! — rief sie: — Kann auch ein Sonnenstäubchen mit seiner Größe prahlen? Ich bin es ja, die Euch Allen Licht und Wärme giebt!"

Diese Fabel lehret, was man kaum glauben sollte: — daß es auch ausser den Menschen noch Thoren und Narren giebt!

Besinnen ist das Beste.

Als ich einstmals einen kleinen Knaben fragte: was er in der Zukunft werden wollte; antwortete er mir:

„Ich will ein großer Herr werden, der in goldenen Karossen fährt!"

Kürzlich hatte ich Gelegenheit ihn, nach Verlauf einiger Jahre, wieder zu sprechen. Er war sehr herangewachsen und wie man hören wird — auch verständiger geworden. Ich rich-

tete die obige Frage abermals an ihn: aber nun antwortete er mir:

„Ich will ein vernünftiger Mensch werden!“

Was ich hierauf sagte, ist leicht zu rathen:

„Sie sind schon vernünftig, Sie dürfen's nicht erst werden!“

Aufsätze

für

den Verstand und für's Herz.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0087
DFG

Das Alter.

Würklich ein sonderbarer Einfall von mir, über das Alter Betrachtungen zu schreiben, da ich noch nicht mal des Mannes vollste Blüte erreicht habe. Indessen — ich bin auf Universitäten gewesen und passire allenthalben, wenn zwar nicht für einen Hochgelahrten, doch für einen studirten Mann. So ein Mann muß auch über das, was er nicht weiß, was er nie erfahren hat — weisheitsvolle Bücher schreiben können. Er muß eine Milbe bis zu einem Elephanten, einen Blocksberg bis zu einem Planeten, eine Maus bis zu einem Wallfisch ausdehnen können; dann erhält er Briefe mit dem Titel:

„Hochgeehrtester,
Hochgelahrter,
Hochweiser,
Insonders hochzuehrender Herr,
Mein vorzüglich hochgeschätzter
Gönner und Freund!"

Würde ohne diese schöne Geschicklichkeit wol je ein Jacob Martorelli über ein, in dem verschütteten Herkulanum gefundenes, Tintenfaß, im Jahr 1756, ein Werk von zweien großen Quartbänden haben schreiben können?

Das Alter, — um nur endlich zum Zwecke zu kommen — heißt auf teutsch Alter, und bezeichnet denjenigen Zeitpunkt unsers Lebens, da die mannhaften Triebe und Kräfte uns allmählig verlassen; da unsere Sinne, abgestumpft, nicht mehr für Eindrücke von Aussen so empfänglich sind als vormals. Wir werden durch die mancherlei Schwachheiten, die gewöhnlich das Alter zu begleiten pflegen, der Welt nach und nach entzogen und eben dadurch gezwungen unsere Blicke mehr in uns zu kehren, uns mehr mit unserm eigenen Ich zu beschäftigen.

Die Säfte in unsern Blut, Milch und Nahrungsgefäßen stocken gemählich; die Geschmeidigkeit unserer Gebeine verwandelt sich in dürre Sprödе; unsere Imagination schläft; unsere Geistesthätigkeit verweilt in dem Bezirke der eingesammelten Erfahrungen und der Gemeinplätze; das Gedächtniß schwindet und die Laune und Munterkeit unserer jüngern Jahre ist

dahin. Aber feste unerschütterliche Ruhe des Gemüths; Beharrlichkeit in unsern frohsten Hoffnungen und Wünschen — die raubt uns kein Alter, keine Zeit, — wenn wir weise, christlich und gut lebten.

Die Ketten und Banden welche uns sonst so innig mit der Welt vereinigten, werden mit jeder Altersstuffe alsdann lockerer; die Freunde unserer Jugend und die zahllosen Vergnügungen der Sinne, welche vormals uns ewig beschäftigten — sind von uns entwichen. Isolirt stehen wir da, als ein neunzigjähriger Greis, der Freunde, Zeitgenossen und Anverwandte vor sich weg, in die tiefe Ewigkeit geschickt hat. Die Luft scheint uns dann immer rauh, die Winde heftiger, der heisseste Sommer kalt, die schönsten Speisen unschmackhaft und die ganze Menschheit fast ein jubelndes Völklein zu sein, das sich taumelnd und besinnlos, mit offnen Augen, in den sichtbarlichen Abgrund der Hölle hinabstürzt.

So war's nicht in unserer Jugend! — spricht der Greis: — So arg dachte und handelte die Welt vormals nicht! So eine rauhe Witterung, so ein kalter unfreundlicher Som-

mer hauste nicht in unserer Jugend auf unsern Fluren. — Alles hat sich umgekehrt.

Im Grunde ist dies eben dieselbe Täuschung, die dem widerfährt, der da glaubt: daß die Sonne sich um die Erde drehe. Nicht die Welt hat sich umgekehrt: nein, wir selbst haben uns verändert. Noch eben so warm wirft die Sonne ihre Strahlen auf unsere neunzigjährige Scheitel herab als vormals, da wir noch jung und feurig, für jeden Eindruck empfänglicher waren. Aber uns fehlt es an innerer Wärme; das Geblüt rollt nicht mehr so schnell durch unsere verstopften Adern; unsere Geschmacksnerven haben ihre Reitzbarkeit verlohren; unsere Laune hat sich in Mislaune umgekehrt — kurz: unser zerfallenes Körpergebäude paßt nicht mehr für unsere Sele, nicht mehr für diese Welt.

So werden denn mit jedem Tage unsere Blicke von der Welt immer mehr und mehr abgezogen; die Lust zum Leben verliehrt sich — weil wir das Leben nur insoferne lieben, als es uns angenehme Unterhaltung gewähret; — wir passen nicht mehr für die Welt, die Welt nicht mehr für uns.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0092
DFG

Unzufrieden mit Allem was wir um uns sehen, misvergnügt über unsere Schwäche und Hinfälligkeit, scheint uns der Tod nicht ein hagres grauses Gerippe mehr zu sein. Wir finden an ihm einen freundlichen gutmüthigen Mann; in dem Grabe Alles was wir auf der Oberwelt vermissen. So wird dann endlich dasjenige selbst Wohlthat für uns, vor dem wir in den jüngern Jahren mit Grausen zurückbebten. Wir können nur mit Gleichmuth an Tod und Verwesung denken, mit Gleichmuth den Sarg vor unsern Augen sehen, der unsere traurigen Ueberreste bewahren soll.

Weise Anwendung der Kräfte unserer Jugend; Mäßigkeit im Genusse der Vergnügungen; standhafte und heldenmüthige Besiegung des Schmerzes; ordnungsmäßiger Fleiß in unsern Geschäften; ein ruhiges Bewußtsein und — endlich eine, von unsern Eltern ererbte dauerhafte Beschaffenheit unsers Körpers — dies ist das Rezept um ein ruhiges Alter zu erreichen.

Was man übrigens noch über das Alter Gutes, Schönes und Nützliches sagen könnte, — stehet hier nicht geschrieben. Gott lasse uns

beide ein ruhiges Alter erreichen, so werde ich nicht verfehlen, Dir, mein freundlicher Leser, dann weit gründlicher und besser als jetzt zu sagen: was das Alter sei. Für's Erste aber nimm mit diesem Wenigen gütigst fürlieb.

Unsterblichkeit.

Zwei merkwürdige sehr kontrastirende Seiten hat der Mensch. Du wunderst dich, daß ein Gefäß fünf Fuß hoch, drei Fuß im Umkreise — welches doch dem Anscheine nach so leicht zu füllen ist, in funfzig, sechzig, siebzig und mehreren Jahren nicht gefüllt werden kann; daß immer noch Platz und Raum zu neuen Hofnungen, zu neuen Wünschen übrigbleibt.

Laß einen Menschen die ganze Welt verschlingen, dies wird in ihm nur den Appetit nach mehreren Welten aufregen. Gieb ihm unser ganzes Sonnensystem; hiermit unzufrieden, wird er begierig auf Milchsstraßen seine Blicke richten. Und glaubst du ihn dann gesätiget zu haben? — Unermeßliche Weltenkreise sind für seine Begierden und Wünsche viel zu klein!

Du kannst seinen leiblichen Hunger durch eine mäßig nur gefüllte Schüssel stillen; du kannst mit einer kleinen Elle seine Höhe und Dicke messen. Aber frage mal einen Stolzen, oder einen Geitzigen: wann seine Wünsche und Begierden alle gesätiget und gestillet sein werden? Kennst du die Ewigkeit wol? Frage einen Wißbegierigen: wann seine Begierde nach neuen Kenntnissen und Einsichten befriedigt ist? — Er wird nicht drauf antworten.

Dies kleine Geschöpf, der Mensch, das in einige Ellen Wachstuch gepackt, 150 Pfund schwer, von einem Pol zum andern mit leichter Mühe transportirt werden kann, ist auf der andern Seite so groß, daß ihm die Erde nur ein Sandkorn zu sein scheint. Sie zu umschiffen ist seinem Geiste ein Kinderspiel. Hoch über Sonne und Mond und Sterne erhebt er sich. Keine Höhe macht ihn schwindeln, keine Größe unentschlossen. Von Sternen zu Sternen steigt er muthig, wie auf einer Leiter in das tiefe All der Schöpfung hinein. Je nachdem er es will ist ihm ein Sandkorn eine Welt, eine Welt ein Sandkorn.

Willst du dem Geiste des Menschen ein Grab

bauen, wo nimst du Raum, wo Materialien her? Hier diese unsre Erde, das siehst du wol ein, die könnte das Grab, die könnte den Leichnam nicht fassen! Rolle die Sonne mit allen ihren Planeten in eine Kugel zusammen; ja baue in dem unendlichen Raum des Weltall's ein Grab — wird dies ihn fassen können?

Da ich denn nun im Leben so groß und so klein bin, je nachdem ich mich von dieser oder jener Seite ansehe: — wie sollte denn im Tode meine Größe so ganz verschwinden? Sollte das Wesen, dem vormals die ganze bekannte Welt zu klein war, im Tode in ein Nichts zusammenschmelzen? — O, glaube wer das will, ich glaube es nicht!

Dasjenige was im Leben klein an mir war, was ich mit einer kurzen Elle messen, durch eine mäßig nur gefüllte Schüssel sätigen konnte, mag immer in einem sechsfüßigen Grabe schlummern können: aber was im Leben über alles Sichtbare hervorragte, das wird denn wol unbegraben bleiben — denke ich!

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0096
DFG

Tugend.

Da man denn nun endlich, nach vielen Pro und Kontrabeleuchtungen, den Wehrt der Tugend anerkannt hat, ist man, wie mich wenigstens dünkt, zu freigebig mit ihrem Namen gewesen. Was nun nicht Laster, nicht offenbare Schwachheit ist — nennet man Tugend. Die Eigenliebe des Menschen, hierdurch geschmeichelt, blähet sich auf: und so ist man unablässig geschäftig, die besten, die schönsten Herzensanlagen, die sich ohne diese Gleißnerei vieleicht bis zur Tugend entwickelt haben mögten, zu verderben und — den Wachstum alles Guten zu verhindern.

Wir wollen sie von ihren unähnlichen Geschwistern absondern und mal versuchen: ob wir nicht einen reinen geläuterten Begriff von ihr herausbringen.

Tugend, Unschuld, eine gewisse Güte des Temperaments, eine natürliche Weichherzigkeit und dergleichen — gelten bei vielen fast für ein und eben dasselbe. Und dennoch, wie weit ist eine unschuldige Sele von der Sele eines wah-

ren Tugendhaften, wie weit Tugend von Temperamentsgüte verschieden!

Ein Mann mit einem weichen Herzen von der Natur ausgerüstet, an dessen Temperament eine gewisse Herzensgüte grenzet, blendet die Augen der Unbefangenen durch das Hervorstechende, welches in mancher seiner Handlungen sich findet. Man hält ihn für einen Tugendhaften: aber nach bloßem Gefühl, nach der Leitung eines angebohrnen Instinkts handeln — sollte man das wahre Tugend nennen können? Nenne ihn eine weiche abgespannte Sele, die im Ganzen der Welt durch ihre übertriebene Weichheit eben so sehr schadet als nützlich ist; die keinen Menschen ermorden kann, weil ihr Gefühl sich dagegen empöhrt: die aber auch dem Mörder und Buben eben dieses zahrten Gefühls wegen nicht wehe thun wird; die zwar selbst Keinen betrügen kann: aber auch den Betrüger nicht hart anfahren wird, weil Ernst und Strenge ihrer Natur zuwider ist — Nenne sie, sage ich, schwache Menschen, nur nicht — Tugendhafte.

Es verdient also eine übertriebene Weichherzigkeit nicht den ehrwürdigen Namen der Tu-

gend. Ja, ich glaube, daß sie überhaupt der Welt mehr geschadet haben mag als übertriebene Härte und Strenge.

Es giebt nur eine Tugend der wir uns weihen können, nur eine einzige untheilbare Bestimmung des Herzens. Nur eine einzige harmonische Würksamkeit aller unserer Selen und Leibeskräfte ist möglich und — hierauf beruhet Tugend und Herzensgröße.

Ein gutes unschuldiges Herz ist die Mutter der Tugend; aber edler, größer und majestätischer ist der Blick der Tochter, ihr Auge bezaubernder denn jene schüchterne befangene Miene der Mutter. In jener paaren sich Klugheit mit Herzensgüte; Weisheit und Verstand herrscht in allen ihren Reden; sie kennt den Pfad des Lasters: aber mit völliger Ueberlegung wandelt sie die einsame Straße zum Tempel des stillen Glückes hin. Die Unschuld hingegen lebt in einer glücklichen Unwissenheit, in völliger Unbekanntschaft mit Laster und Bosheit. Sie ist gleich einem Lichte, das in einem verschlossenen Zimmer, vor Sturm und Regen gesichert, ruhig und still um sich her einen

angenehmen Schimmer verbreitet; das man aber nicht ohne Gefahr der freien veränderlichen Luft Preis geben darf. Nun richte dein Auge hinauf zur flammenden Sonne, und du hast das wahre Bild der Tugend. Unter ihr wüten Orkane, und Stürme brausen über Land und Meer hinweg, doch ihr allbelebendes Licht ist weit über jene erhaben.

Unverkennbare Wahrheit ist es was die Tugend sucht. Auf Wahrheit gründet sich ihre Thätigkeit, ihre Schnellkraft und ihr Leben. Dann, wenn sie diese gefunden, wenn sie kaltblütig geprüft und den Zusammenhang, den Grund und die Beschaffenheit einer Sache ruhig erforscht hat, — dann überläßt sie sich ganz dem Wonnegefühl einer guten That. Thränen des Mitleids schimmern in ihrem Auge, und so eilt sie mit rettender Hand dem Jammer entgegen.

Wie nahe sind also Tugend und Weisheit mit einander verwand! Sollte denn nun wohl ein Herz, ohne von Weisheit geleitet zu werden, ein würdiger Wohnsitz der Tugend sein können? Ich leugne hiermit nicht die Möglichkeit einer — in ihren Folgen — guten That;

sondern Tugend ohne Weisheit, ohne geübten veredelten Verstand — das ist es was ich leugne.

Denn das Wesen der Tugend besteht nicht in einer oder in einigen guten Handlungen — eine Fertigkeit beständig weise, edel und groß zu handeln — diese ist Tugend. Alle unsere Absichten, Neigungen und Unternehmungen müssen darinn übereinstimmen, unser eignes wahres Glück, so wie das Wohl der ganzen Menschheit zu befördern.

Eine Handlung die verdienen soll tugendhaft genannt zu werden, muß also grade dasjenige Gute zum Zwecke haben, was durch sie vollführt wird; muß nicht bloß Folge einer natürlichen Herzenswärme, noch weniger die Würkung einer abgefeimten intressirten Eigenliebe sein, sondern auf einer, durch Weisheit beständig geleitete Menschenliebe, auf einem stehts thätigen Wohlwollen beruhen. Je mehrere Schwierigkeit ich bei einer solchen Handlung zu überwinden habe, desto edler ist sie. Und bewundernswürdig groß handle ich, wenn mein Eifer, in Besiegung der Hindernisse, die Sorgfalt für mein eignes Wohl mich fast vergessen läßt.

Sollte diese Zeichnung nicht gerathen sein, hat man die Freiheit, sie durch die Hand eines größern Meisters verbessern zu lassen.

Ueber Unsterblichkeit der Sele.

Man hat schon seit geraumer Zeit aus den mannigfaltigen und großen Anlagen unsers Geistes, der hier immer noch Knospe und Keim nur bleibt, wenn auch gleich Manchem die Schritte, die er zu seiner Vollendung zu machen scheint, so wichtig und groß zu seyn dünken; — aus den vielen Vollkommenheiten, die aus dem Hintergrunde unserer Seele, wie Lichter in der Ferne, schwach hervorschimmern — den vortreflichen Schluß gezogen: daß unter der Direktion eines weisen Gottes unmöglich so viele Größe und Erhabenheit für diese Unterwelt allein könne bestimmt seyn. Und was der sehnlichste Wunsch eines jeden empfindenden vernünftigen Wesens ist — Fortdauer ins Unendliche hin, ewige Entwickelung und Vervollkommnung dieser Anlagen schien hieraus gewissermaaßen zu fließen.

Und — was ist denn auch der Mensch hier in seiner glänzendsten Geistesgröße? Was ist der Weiseste unter den Sterblichen, so lange er noch mit den Leiden und Widerwärtigkeiten kämpfet, die hier unterm Monde nicht selten scheinen ihren Thron aufgeschlagen zu haben? Predigt ihm nicht sein eigenes Bewußtseyn, und die ganze Geschichte seiner Geistesentwikkelung den geringen Umfang seiner Einsichten? Fühlt er sich nicht beschränkt, fühlt er nicht seine Kurzsichtigkeit und Unwissenheit grade dann am meisten, wenn er die wichtigsten Fragen, die ein Mensch sich aufwerfen kann, unbeantwortet lassen muß? Aus einem Wahn, aus einem Irrthum verfiel er, sich selbst und seiner Vernunft überlassen — in den andern, und wer kann sich für die Wahrheit desjenigen verbürgen, was er heute als ausgemacht annimmt? So ist denn wahrlich auch der hellendenkendste Kopf nur ein unvollendetes Werk!

Wie viele große und edle Anlagen, die unter günstigen Umständen hier schon zu einer gewissen Höhe und Reife hätten ausgebildet werden können, bleiben unbekannt und unentschleiert in ihrer Hülse zurück! Ist es der Weisheit des

Unendlichen gemäß: hohe Kräfte des Verstandes und der Vernunft, Witz, Scharfsinn, und alle Gaben eines bewundernswürdigen Genies an Geschöpfen zu verschwenden, die, um die Pflichten ihres Standes und Berufs zu erfüllen, zum Theil doch weiter Nichts als einen geringen Grad der Einsicht, vorzüglich aber Leibeskräfte nur bedurften? Wie wenige Menschen machen von den ihnen verliehenen Gaben einen zweckmäßigen Gebrauch, und welch eine große Menge findet sich nicht, der es an Zeit, Gelegenheit und Umständen fehlet, um ihre Geistesanlagen gehörig zu entwickeln?

Ja, wahrhaftig! alle Weisheit und Güte des Unendlichen würde mit uns zu Grabe getragen werden, soferne dieses Leben unser letzte Zweck, der Tod das Ende unsers Daseyns wäre! Das Gesetz der Sparsamkeit, welches in der ganzen Natur herrschet; diese große Maxime der Gottheit, nach der wir kein überflüssiges Mittel, nichts Leeres, nichts Unvollendetes, sondern alles genaupassend, weise und bewundernswürdig in der Welt finden — dies große Gesetz der Weisheit würde mit unserm Tode dahin stürzen. Und was wäre dann das

ganze Reich der Schöpfung weiter als eine Pasquinade auf ihren Urheber? Wäre es weise, so viele Größe zu verschwenden, so manche bewundernswürdige Anlagen zu bilden, wäre es einer weisen Gottheit würdig, so außerordentlich große Veranstaltungen zu treffen und doch nur so kleine Zwecke zu erreichen?

Der größte Weise unserer Tage bleibet, Troz seiner zahllosen Vorstellungen und Begriffe immer noch ein Mann, dessen tägliches Geschäfte dahin geht, neue Wahrheiten zu entdecken. Das Ende seines Forschens siehet er nie; denn die Gefilde der Wahrheit sind unbegrenzt wie der Raum. Da nun die Größe und Entwickelung unsers Verstandes mit der Menge und Deutlichkeit unserer Begriffe in dem genauesten Verhältniß steht; da das Feld der Wahrheit und also auch der Umfang der Begriffe und möglichen Vorstellungen unbegrenzt ist: so folgt hieraus, daß auch der Weiseste unter den Sterblichen, hier in diesem Leben noch bei weitem die Kräfte seines Geistes nicht entwickelt habe, auch, bei dem besten Willen, nicht habe entwickeln können, weil das Maaß seiner Begriffe und deren Deutlichkeit von der

Beschaffenheit seiner Sinne, von der Menge der ihn umgebenden Gegenstände; von der längern oder kürzern Dauer seines Lebens; von der Festigkeit seiner Gesundheit; von der Art seiner Erziehung und von tausend andern Dingen abhängig ist, die nicht in seiner Gewalt stehen.

Alle Menschen treten mit gewissen hohen Anlagen, die merkliche Spuren ihres göttlichen Ursprungs sind, auf den Schauplatz dieser Welt. Neuton der mit einem Blick grenzenlose Fernen überschaute, der die Weiten des Himmels mit seinem Verstande durchspähte, und dem Ewigen in der Regierung des Weltalls, wenn auch nur gleich in der Ferne, wie ein Schatten folgte, war ein bloßer Mensch, dessen Anlagen sich noch unendlich hätten veredeln und erweitern können, der die Grenzen seines Forschens nicht sahe. Und wie viele Neutons, wie viele erhabene Genies, denen es nur bloß an günstigen — ihre Ausbildung befördernden — Umständen fehlet, gehen vielleicht hinterm Pfluge! Wie viele große Dichter in der Anlage, wie viele Staatsmänner im Keime, die durch ihre erweiterten Einsich-

ren eine halbe Welt vielleicht hätten beglücken können, finden wir unter einer Menschenklasse, die das Schicksal und die Geburt in diesem Leben gleichsam dazu bestimmt, unausgebildet zu bleiben! Und alle diese verschleierte Größe sollte im Keime gehüllt, ohne aufzublühen, in Nacht und Vergessenheit ewig dahinstürzen?

Meine Leser denken in einer einsamen Stunde dieser Frage weiter nach.

Verschiedenheit der Thränen.

So wie es große und kleine Thränen in der Welt giebt — sollen sich auch trübe und helle Zähren, wie mancher sagt, hier und dort finden. Ich muß gestehen, obgleich ich tausendmal diesen letzten Thränenunterschied in Büchern mancher Art angemerkt gefunden habe, kann ich doch eigentlich nicht begreifen: was man unter trübe Zähren versteht; wer sie vergießt, und durch welche Merkmale sie sich von dem hellkristallenen Thränenbache unterscheiden. Liegt kein Tropus unter iener Benennung verborgen, mögte ich trübe Thränen fast solche nennen, die von einem beliebigen Men-

schen des Morgens vergossen werden, bevor er seine Augen ausgewaschen hat. Im übrigen, nach meinem geringen Dafürhalten — indessen da ich noch nicht viele Thränen in der Welt, Gottlob, vergossen habe, mag meine Kenntniß, diese wässerigten Gegenstände betreffend, vielleicht nur wässerigt und oberflächlich seyn. — Im übrigen, wollte ich sagen, scheint mir doch eine Thräne an sich betrachtet, grade so wie die andere auszusehn. Ein Tropfen ist sie, sie mag dem Auge des Neides entquillen, oder, einer Perle gleich, die hocherröthete Wange eines weichgeschaffnen rettenden Engels herabrollen. Ein Tropfen ist ein — Tropfen.

Daß Thränen nicht pures reines Wasser sind, kann man überflüssig beweisen. Aber wie drolligt und undelikat würde es auch klingen, wenn man sagen wollte — anstatt man ietzt von Jemandem versichert, er habe für Freude oder Schmerz Thränen vergossen: — er habe für Wehmuth oder Wonne Wasser — vergossen? Eine Redensart die wol schwerlich ihr Glück in dem hohen Zirkel der Welt machen könnte, und sollten auch wirklich viele, anstatt der

Thränen — alltägliches natürliches Wasser nur vergießen.

Der Augenschein lehret es, daß Wasser mit einigen fremdartigen Theilen in Verbindung, das Wesen der Thränen ausmachen. Oeligte und salzigte Theile, die, mit Wasser vermischt, unsern gepreßten Augendrüsen entquillen, sobald unsere Seele und mithin auch unsere Nerven entweder durch Freude oder Schmerz bewegt werden, sind das was wir Thränen nennen. Sie sind es, die dem ängstlich hochklopfenden oder freudig wallenden Herzen Erleichterung für sein Beben verschaffen, und die um so eher und schneller dahin rinnen, je empfindlicher, und für Freude oder Schmerz empfänglicher, die Seele eines Menschen ist. Diese Wahrheit belege ich mit unzähligen Beispielen aus der Weiber- und Kinderwelt, wie Figura täglich zeiget.

Es gibt ein ungeheures Thränenheer. Thränen der Liebe, der Wonne, der Wehmuth, des Mitleids, der Hofnung, der Furcht, des Neides, der Rache, der Verzweifelung u. s. w. Nunmehro gibt es noch Thränen der Verstellung, Thränen die um Nichts vergossen wer-

den. Oft weint Mancher weil er einen Andern weinen sieht. So gähnet auch mancher Mensch vermöge der Leibessympathie. Mancher weint für Lachen; Mancher niest sogar bis Thränen in sein Auge fließen; viele weinen weil es die leidige Mode so mit sich bringt. Hierher gehören alle Thränen der Empfindelei — so wie viele der eitlen Mode zu fröhnen, sich schröpfen, magnetisiren, bekuren und zur Ader lassen.

Wenn man die Thräne des wohlwollenden Mitleids mit der Thräne des schadenfrohen Buben vergleicht, sieht, an und für sich betrachtet, die eine aus wie die andere. Aber das Gesicht und der in den Zügen desselben versinnlichte Selenwerth — der ist es, welcher den Thränen den Stempel der Büberei oder des Edelmuths aufdrückt. Vielleicht mögte der bekannte Neapolitanische Pater della Torre, durch seine berühmten Vergrößerungsgläser, — will doch der liebe Mann unsere Gedanken in Gestalt kleiner Kügelchen wahrgenommen haben!! — auch einen merklichen Unterschied zwischen Thränen und Thränen finden. Allein da ich

1) Keines von seinen Vergrößerungsgläsern besitze;

2) In diesem Augenblick auch nicht die wässerigten Ergüsse so verschiedener Leidenschaften vor mir habe; es

3) Ueberdem jetzt Nacht ist, wo man bekanntlich nie so gut als am Tage sieht:

— So behaupte ich, bis mich ein Jemand von dem Gegentheil überzeugt, oder bis ich mit meinen Sinnen wahrnehme, daß manche mit stärkendem Wein, manche mit Gift und Dolchen, wieder andere mit Eidexen, Schlangen und anderm Ungeziefer angefüllt, belebt und durchflochten sind: — unter Thränen an sich sei kein Unterschied; aber unter den Menschen welche sie vergossen waren manche Engel, manche Teufel, manche Eidexen und Schlangen, manche schlichte Menschen nur.

*) Was unsere Alten behaupten wollten, daß nemlich der Vorzug des Menschen vor den Thieren in Greisen, Lachen und Weinen bestehe — ist ungegründet. Ungeheure genug hausen auf unserer Erde, deren Basiliskenaugen in giftigen Thränen schwimmen. Auch habe ich bemerkt, daß alte Pferde so natürlich wie Adams leibliche Nachkömmlinge greisen. Aber warum will man auch die Grenzlinie zwischen

Thieren und Menschen so genau bestimmen, finden doch viele Thiere und Gewürme unter den belobten Herrschern der Erde so manchen ihrer Anverwandte. Unschuldsräthe, der Tugend Leibfarbe, — die sucht man vergeblich unter den Thieren.

Ueber Aufklährung.

Die Aufklährung, hat in einiger Hinsicht, mit einer berühmten Erdengottheit ein und ebendasselbe Schicksal. Jedermann weiß ihren Namen herzulallen; Jeder spricht von ihr; Unzähliges wird in ihrem Namen unternommen — und dennoch giebt es, verhältnismäßig, nur wenige Menschen, die ihre wahre Beschaffenheit kennen.

Unter den gebildeten Ständen unsers Vaterlandes findet sich vieleicht kein einziger Mensch, der nicht einmal, wenn auch gleich nur im Vorbeigehen — ein Wort von ihr gehört haben sollte. Denn es ist wol, leider, ausgemacht, daß wir mehr von dem Aufgeklährtsein sprechen, als wir doch wirklich aufgeklährt sind. Und grade diejenigen, welche am häufigsten das

Wort Aufklährung im Muude haben, mögen vieleicht darüber noch zweifelhaft sein: ob sie ein Produkt des Pflanzenreichs, des Thierreichs oder des Mineralreichs ist.

Aufklährung, aufklähren — sind Lieblingsausdrücke unsers laufenden Zeitalters, die ein Mann nach dem heutigen Ton, nothwendig kennen muß. Ich will nicht sagen, daß er sie grade versteht — und dies Verstehen überläßt er auch gerne andern, um nicht seine zahrte Vernunft, durch so eine nahrhafte Speise, zu einer furchtbaren Größe anwachsen zu lassen. Sie könnte dann sehr leicht, in Verbindung mit dem aufgeregten Gewissen, so manche Gefühle in Aufruhr bringen, die freilich in Pasteten und Schäferstunden wol schwerlich ihre Befriedigung finden mögten.

Daher, mein Trauter, rühren die vielen schiefen Vorstellungen, die das lustige Völklein unterm Monde sich von Aufklährung macht. Hier glaubt Einer: sie bestehe bloß in der Kunst sich fein und artig in Gesellschaften zu benehmen; dort sieht ein Anderer seinen modisch aufgestutzten Hut an und frägt dann sich selbst: bin ich nicht aufgeklährt? Ein Dritter glaubt

dann schon ein Licht der Welt zu sein, wenn er die Schriften des hochberühmten Voltair gelesen hat und im Stande ist, papagoienartig dessen Witz nachzulallen; ein Vierter tritt gute Sitten und alle Religion mit Füßen und ruft dann mit marzialischer Stimme: Menschen bin ich nicht aufgeklährt: so mag euch alle ein † † † holen!

Diese Helden sind es, die im Grunde das ganze Spiel der Welt verderben, die eine Sache zum Gelächter machen, welche uns billig heilig und ehrwürdig sein müßte. Den Vertheidigern altväterlichen Aberglaubens geben sie, durch ihr sittenloses Betragen, ein Schwerdt in die Hand, damit sie, ohne Ansehen der Person, niedermetzeln, was nicht mit dem dumpfen Ton ihrer verrosteten Trompete einklingt.

Doch keine Afteraufklährung richtet zu jetziger Zeit wol mehr Unheil an als die, welche sich befugt zu sein glaubt, alle Belohnung und Bestrafung in der Ewigkeit schlechthin zu leugnen. Es giebt die Vernunft: sobald wir dies für bloß luftigen Wahn und etwa für Hirndichtungen verschmitzter Köpfe halten, sobald erhält unsere Sittlichkeit einen sehr großen Stoß.

Ich muß es freilich offenherzig gestehen, daß eine äusserliche Rechtschaffenheit und ein Edelmuth der seine Beweggründe zum Handeln nur bloß von der Bestrafung und Belohnung hernimmt — nicht wahren Wehrt habe. Allein in ihren Folgen, wenn wir auf die Welt sehen, ist sie doch eben so wolthätig, wie wahre Rechtschaffenheit. Die bösen und schlechten Beweggründe verwandeln das Gold nicht in Kupfer, welches ich einem Armen reiche. Und überdem gibt es wol sehr wenige Menschen nur, die ganz ohne alles eigne Intresse nach dem aufgestellten Moralprinzip eines Kant im Stande sind zu handeln. Das böse Prinzip spielt fast allenthalben die Herrscherrolle.

Daß ein Unterschied zwischen gut und böse, zwischen Vollkommenheit und Unvollkommenheit sei — wird kein vernünftiger Mensch leugnen. Daß ferner Alles in der Welt auf das genauste zusammenhänge, jede Folge ihrem Grunde, jede Wirkung ihrer Ursache entspreche; daß für mich und meinen Nächsten es nicht einerlei sein kann: ob ich ihm Gift oder Brodt vorsetze, ob ich die Unschuld seines Weibes entweihe oder beschütze — ist ewig ausgemacht. Eine jede un-

serer Gesinnungen, eine jede unserer Handlungen hat ihre unabänderlichen Folgen und ist die Ursache einer unabsehbaren Reihe von Wirkungen, die schlechthin — wie unsere Vernunft es uns nur zu deutlich sagt — ins Unendliche fortlaufen müssen.

Nun will und muß ich hier die ewige Fortdauer unserer Sele voraussetzen, weil dies oft der Ort ist, die Gründe dafür der Reihe nach aufzuzählen. — Finden wir denn nun, daß der jedesmalige Zustand unserer Sele, sei er behaglich oder unbehaglich — in dem vorhergehenden seinen Grund habe; beruhet die Menge und Richtigkeit unserer Vorstellungen und der Zustand unserer Sele, in den herangewachsenen Jahren, fast ganz allein auf die Art unserer Jugenderziehung, auf den Ernst, womit wir bemühet waren, uns richtige Grundsätze und Kenntnisse und eine Fertigkeit im Guten zu verschaffen: so wird man um so weniger zweifeln können, folgen wir auch nur dem natürlichen Gange der Sache, — daß die Beschaffenheit unsers Selenzustandes, jenseit des Grabes, von dem Grade unserer Vollkommenheit abhängig ist, den wir hier erreichten. So wenig sich aus

einer schwarzen Farbe eine weisse bereiten läßt, so wenig wird auch Unvollkommenheit Vollkommenheiten zur Folge haben können. Du zweifelst nicht daran, daß nicht ein Mensch, der hier nichts von den großen Entdeckungen am Himmel gehört hat, die ein Bode oder Herschel machten, daß, sage ich, ein solcher Unwissender in der Welt jenseit des Grabes, wo Künste und Wissenschaft einen, für uns unbegreiflich, hohen Grad der Vollkommenheit gewis erreicht haben — dort nicht das A. B. C. des Astronomen werde anfangen müssen. Und doch sollte derjenige, der hier fahrlässig für die Ausbildung und Veredelung seines Charakters sorgte, jenem Mann, dem es hiermit Ernst war, an Vollkommenheit und — weil Glückseligkeit sich lediglich auf Vollkommenheit gründet — an Glückseligkeit dereinstens gleich kommen? — Man frage sich selbst: ob die rohste Vernunft, das unausgebildste Gefühl eine solche Vorstellung billigen kann? — Also die Sache so angesehen, können wir vernünftiger Weise künftige Belohnung und Bestrafung nicht leugnen. Von positiven, — oder ausser den natürlichen Folgen unserer Handlungen von Gott noch besonders angeord-

neten — Bestrafungen und Belohnungen hier zu reden, war nicht meine Absicht. Jedermann weiß, was nicht bloß unser kirchliches System davon sagt, sondern hoffentlich auch, wie die Bibel uns darüber belehrt. Mein Publikum hab' ich mir selbst gedacht, und muß es daher auch am besten wissen, wie weit ich meine Sache ausdehnen darf.

Durch Vollkommenheit glücklich zu werden — ist unsere Bestimmung. Aufklähren heißt: Jemandem richtige Kenntnisse mittheilen; seine Einsichten erweitern und vervollkommen; ihn fähig machen Irtum von Wahrheit, Tugend von Laster, Licht von Finsterniß zu unterscheiden; seinen Blick aufhellen, daß er die Folgen seiner Handlungen und das daraus für ihn sich entwickelnde Glück oder Unglück in der Ferne sieht.

Du siehst hieraus, mein Bester, daß der Endzweck der Aufklährung also kein andrer sein könne, als die Beförderung und Verbreitung menschlicher Glückseligkeit. Weil aber wahre Glückseligkeit, wie gesagt, nur durch Vollkommenheit, durch untadelhafte Gesinnungen und Handlungen, erreicht werden kann: so geht

natürlich ihre erste Absicht dahin, diejenigen Anlagen und Kräfte in dem Herzen und Verstande eines Menschen möglichst zu entwickeln, die vorzüglich dazu geschickt sind, uns vollkommener und glücklicher zu machen.

Nun, mein Theurster, frage ich dich weiter: wenn wir unsern Verstand etwa nur dazu anwandten, alle mögliche Arten geselliger Belustigungen zu kennen; wenn wir unsere Phantasie mit schlüpfrigen Bildern der Wollust anfüllten; wenn die meisten Stunden unsers Lebens bloße Erholungs und Erlustigungsstunden nur waren oder wenn wir, von unserer wahren und eigentlichen Bestimmung, durch Vollkommenheit glücklich zu werden, das Auge abgewand — nur bemühet waren, die dermalige Bestimmung eines beliebigen Thiers, welche essen, trinken und sich fortpflanzen sein mag — zu erfüllen, können wir uns dann aufgeklährt nennen? Die Aufklährung muß uns weise machen. Weise sein heißt: nicht bloß seine wahre Bestimmung und die Mittel zur Erreichung derselben gehörig kennen, sondern sich ihrer auch bedienen.

Nennst du denjenigen Mann aufgeklährt, der bei allen seinen Handlungen Rücksicht auf seine

wahre Bestimmung, auf Zukunft und Ewigkeit nimt: so hat unsere Fehde hiermit ein Ende. Gieb mir deine Hand und — ich bin dein Freund.

Wer Wahrheit uns sagt — ist nicht unser Freund.

Ich glaube ein Spiegel, der so unbescheiden wäre, uns die wahre Beschaffenheit unsers Innersten darzustellen, würde wol schwerlich so häufig von den Dams und Herrn unserer Zeit gekaufft werden, als ein gewöhnlicher Spiegel. Es ist sonderbar genug, daß nur wenige Menschen mit ihrem Ich in einem vertrauten Umgange leben, daß wenige sich nach einer Bekanntschaft sehnen, die ihnen so nahe liegt und die ihnen doch so nützlich werden könnte!

Auf der großen weiten Gotteserde ist für gewöhnlich kein Punkt, den man weniger kennt als sein eignes Herz. Freilich mögte die Bekanntschaft mit uns selbst einen etwas zudringlichen Freund rege machen der, von Schmeicheleien weit entfernt, uns leicht Wahrheiten sagen könnte, die den, an lauter Süßigkeiten

gewöhnten Ohren mancher Ritter zu Pferde und zu Fuß, eben nicht wohl lauteten; — das gebe ich gerne zu. Aber wenn wir die Absicht und die Verschwiegenheit dieses Freundes bedenken; ferner, seine nahe Verwandschaft mit uns, die ihn allerdings dazu berechtiget, unsers Bestens wegen besorgt zu sein; wenn wir so manchen andern Menschen finden, der durch diese Bekanntschaft weise und glücklich und groß wurde: so dürfte die Wahrheit aus seinem Munde uns nicht so hart, nicht so rauh klingen.

Sind wir lange genug uns selbst fremd vorbeigalopirt, einmal wird doch gewis ein Zeitpunkt kommen, wo dieser Freund unangemeldet an unsere Thüre pocht.

Du sagst: ich mag mit Menschen, die immer ihren Mund voll Sittensprüchen haben, nicht umgehen. Wir sollen, ohne Kopfhängerei, hier eines frohen vergnügten Lebens genießen. Aber, dir die reine Wahrheit zu sagen: glaubst du daß dieser Freund seine Sittensprüche je vergessen werde? Oder hältst du eine gänzliche Trennung von ihm für möglich? — Noch nie konnte ein König seinen Mund

verstopfen, noch nie Reichtum und Erdenglanz ihn blenden! Seine Sprache ist in vergüldeten Pallästen so wie in Bettlerhütten und oft da am härtesten wo Alles sich krümmet und bücket. Kurz: sein Gesicht mag dir das unausstehlichste von der Welt sein; du magst keine rauhere, keine härtere Sprache kennen als die seinige; du magst, mit der Einsamkeit über'n Fuß gespannt, zehn Meilen weit umher Zerstreuung und Belustigung aufsuchen: so wird doch einsmals eine Stunde kommen, der du nicht wirst ausweichen können — und hier wirst du ihn ruhig anhören müssen — sei König oder Bettler.

Wir können sagen, was wir thun wollen; nicht was wir thun werden.

Der Mensch ist nicht selten in seinen Entwürfen groß. Er macht Plane in die er, ohne viele Mühe, die halbe Welt verwickelt; er ebnet ganze Welttheile; er verbindet den Nordpol mit dem Südpol und Sonnensysteme formt er in seinem Kopfe um. Aber wenn es auf die

Ausführung ankommt, da häuffen sich gewöhnlich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten. Sturm, Hagel, Donner und Wetter, oft Sonnenschein, oft eine einzige Mücke — stoßen ein Gebäude um das der Ewigkeit trotzen sollte.

Unter allen empfindenden Wesen in der Welt hat der Mensch gewis, nach Verhältniß seines großen Geistes, den kleinsten Körper. Der Flug seines Geistes erstreckt sich weit über alle Sternenbahnen hinweg; er schwebt in der Vergangenheit so wie in der Zukunft und dennoch ist er als Mensch so enge in Zeit und Raum eingeschlossen, daß man mit einer kurzen Elle seine Höhe, mit einem geringen Zeitmaße seine Lebenstage messen kann.

Von diesem Geiste läßt sich denn nun wol nichts anders als nur etwas Großes erwarten. Er, der es so gerne vergißt daß er Mensch und in einem so kleinen Körper eingeschlossen ist — Er ist es, der das Wollen und das Entwerfen hat. Ohne Beihülfe des Körpers kann er Etwas wollen, ohne ihn vollbringen — kann er Nichts.

Doch es sind diese Banden des Körpers nicht die einzigen die unsere Kraft hemmen, noch

viele andre Fesseln verhindern uns an der Ausführung dessen was wir wollen.

Es kreuzen hier unterm Monde der Kräfte so viele durch einander! Alles was denkt und will dünkt sich zum Anordnen und Regieren reif genug zu sein. König ist jeder in seiner Einbildung, den Unterthan mag noch nie ein Mensch in sich gefunden haben! Aber zugegeben: man finde auch einen König ohne Krone: so giebt es der Könige mit Kronen und der Könige ohne Kronen noch mehrere, die eben so gut Recht haben, ihre Entwürfe zu verfolgen als wir. Die Entwürfe werden schwerlich so ganz mit einander übereinstimmen, da Jeder seinen eignen Kopf auf seinem Rumpfe trägt. Hier muß denn natürlich ein Reiben und Stoßen der Kräfte entstehen, so daß mancher Entwurf mehrentheils hinstürzt, mancher gänzlich scheitert.

Doch wir wollen uns nun mal Etwas vornehmen was unsere körperlichen Kräfte nicht übersteigt, wovon uns auch so wenig Könige mit Kronen noch ohne Kronen abhalten können. Mit jedem Tage nehmen wir an Einsichten und Kenntnissen zu. Wir verschieben unsern Vor-

satz einige Zeit. Wie leicht können wir nicht in dieser Zeit, durch unsere erweiterte Einsicht auf bessere Ideen gebracht, unsern Vorsatz ändern? Vielleicht war es aufbrausende Leidenschaft, vieleicht ein einseitiger Blick, der unsern Gesichtskreis verfinsterte. Wir können es bei stärkerm Lichte des Verstandes und bei ruhiger Ueberlegung jezt nicht mehr wollen, was vor einigen Stunden unser Vorsatz war.

Und wie, streitet nicht oft die ganze Natur wider unsere Vorsätze? Reise hin zu deinem Freunde wenn Krankheit dich auf's Siechbette wirft! Segle hin nach Amerika, wenn ein westlicher Orkan dein Schiff auf hohen brausenden Wellen zurückschlägt! Genieße dein Glück hier auf Erden, wenn du eingeschlummert unter einem Rasenhügel ruhest. Von allen Seiten eingeschränkt, hast du Freiheit zu wollen, — nicht Freiheit zu thun.

Wie gefällig doch die Menschen sind!

Es fällt einem ehrlichen Menschen, der einen Gran mehr Galle als kalte Ueberlegung hat,

eine gewisse Art der Dienstfreundlichkeit eben so sehr zur Last als die Ungefälligkeit der Menschen. Ich glaube fast, wenn wir die Totalsumme aller unserer Aergernisse ansehen, mag deren Hälfte leicht von solchen Menschen herrühren, die sich unsere Freunde nennen.

Jeder Mensch mag gerne ein günstiges Urtheil über sich hören, und die gewöhnlich pflegen am geitzigsten nach Ruhm und Lob zu sein, die am wenigsten ihrer Handlungen wegen ein günstiges Urtheil verdienen. Wenn ein rechtschaffener Mann spricht: ich setze mich über das Urtheil der Menschen weg; — so heißt dies: ich folge dem einmal erkannten Pfad der Tugend, ich thue Recht ohne Scheu, gebe dem Narren was ihm gebührt und ehre den Weisen, ohne darauf zu achten, wie man meine Handlungen auslegt. Nur meine Beweggründe, nicht das Urtheil der Menschen können meine Handlungen heiligen; oft nur die Zukunft, nicht die Gegenwart über den Wehrt meiner weitgreiffenden Plane entscheiden.

Aber eben diese Worte, aus dem Munde des Leichtsinnes, haben eine ganz andre Bedeutung. Jener Rechtschaffene ließ sich durch das Urtheil

der Thoren in seinem Biedersinn nicht stöhren; dieser hingegen verachtet sogar das Urtheil der Verständigen, das ihn doch unstreitig weiser und besser machen könnte.

Ich weiß es wol, und du, Theurer, wirst es auch wissen: wie wenig es einem Weisen anstehet, sich über Etwas zu ärgern; daß er grade in demjenigen Augenbicke, da er sich ärgert, am wenigsten weise ist. Aber du wirst auch die Wahrheit kennen, daß es keinen Weisen giebt, der nicht manchmal thörigte Augenblicke erlebt und in diesen Augenblicken der Thorheit um Nichts besser handelt als ein gewöhnlicher Thor. Dir zu sagen, woher diese Erscheinung kommt — wäre sehr überflüssig. Denn hoffentlich kennst du das Klagelied unsers guten Paulus, über die Schwachheit unsers Fleisches eben so gut als ich.

Ich will nun mal den Fall setzen: einer deiner Freunde hätte aus einem unfreudigen mörderischen Munde ein sehr beissendes, ungerechtes Urtheil über deinen Charakter gehört. Er vertheidigt deine Ehre und — er thut Recht, denn er thut seine Pflicht. Doch ist er einmal dein Freund und er will dich gerne immer mehr

und mehr von seinen redlichen Gesinnungen überzeugen. Du sollst es merken, daß er dir mehr als irgend einem Andern zugethan ist. Dies ins Werk zu richten, erzählt er dir nun Alles haarklein, was Jener nur Böses von dir gesagt hat.

Genau die Sache angesehen, wirst du finden, daß dein Freund hierdurch nicht dir sondern vielmehr sich selbst diente. Es mag nun grade, da dein Freund dir dies überbringt, der Augenblick eingetreten sein, wo auch ein Weiser thörigt handelt. Du wirst dich also ärgern; und Aergernisse sind doch wol allemal der Gesundheit ein Gift? derjenige also, den du deinen Freund nennest, diente sich selbst mit Aufopferung deiner Gesundheit. Hier wird mancher sich getroffen fühlen, glaube ich fast! Nicht Freunde allein sondern vorzüglich Untergebene, um sich bei ihren Obern einzuschmeicheln, verfallen sehr leicht in diesen böslichen Fehler. Als da sind: . . . . doch ich will namentlich keinen Stand anführen, der mit solchen Heimlichkeitsträgern besonders reichlich gesegnet ist.

Dies ist die Dienstfertigkeit der Menschen die uns oft mehr zur Last fällt als ihre Ungefälligkeit.

Wenn Jemand ein Gift bereitet, um einen andern ehrlichen Mann über Hals und Kopf in die Gefilde der Ruhe zu schicken, der ist ein Böswicht, — und du sagst es mit mir. Derjenige aber, der dies Giftpülverchen an die Behörde abliefert, der die Absicht und die Kraft des Giftes kennt — sollte der besser sein? — Und wie viel Kopfbrechens gehört denn dazu, einzusehen, wie nachtheilig Aergernisse und zugefügte Kränkungen unserer Gesundheit sind?

Nein, du wirst wahrlich denjenigen nicht für deinen Freund erkennen, der dir die beissenden ungegründeten Urtheile Andrer, über deinen Charakter, entdecket! Thut er es aus der Absicht um dir zu schaden — ist er dein ärgster Feind; thut er's ohne Ueberlegung, ohne die nachtheiligen Folgen zu bedenken, die dies auf deinen guten Frieden haben kann: — ist er deiner unwehrt; thut er's aus Einfalt; so ist er ja gar ein Tropf und, lieber Gott! wer mag mit einem Tropf umgehen als der, der nicht selbst ein Tropf ist.

Dahingegen aber wirst du den gewis dankbar an deine Brust drücken, der dir das Urtheil der Verständigen, über deine thörigten und unge-

rechten Handlungen aufdeckt. Dieser ist nicht dein Feind — er ist dein Freund, den du noch in der Todesstunde einst segnen wirst — weil er dich weiser machte.

Ist die Vorsehung zu tadeln, wenn wir leiden?

„Ich weiß nicht warum die Vorsehung, die doch übrigens Alles so weise und wolthätig eingerichtet hat — uns für Leiden und Schmerz empfänglich machte!"

„So begreiffe ich auch nicht, was sie dazu bewegen konnte, dir Augen zum Sehen und Ohren zum Hören zu geben!"

„Du scherzest wol mit mir!"

„Du siehst aber doch mit deinen Augen so Manches das dir zuwider ist und höreſt so Vieles das dich kränkt. Sahst du nicht einmal zwei deiner besten Freunde ertrinken, und waren nicht deine Augen und Ohren die Ueberbringer so mancher traurigen Botschaft? Warum mag die Vorsehung dir diese Sinne gegeben haben?"

„Ohne Zweifel weil die Anzahl der gefälligen

Eindrücke unendlich größer ist als die Menge derer, die uns zuwider sind!"

„Und warum gab sie dir überhaupt die Fähigkeit zu empfinden?"

„Beantworte dir nun diese Frage selbst!"

„Also sollten wir durch eben die Organe Schmerz und Trauer einschlürfen, die die Kanäle der Freude für uns sind?"

„Frage doch dein Auge: ob es sich anders verhalte? Wer nicht fähig ist Schmerz und Leiden zu empfinden, ist auch unempfänglich für Freude. Die Einbusse mögte wol beträchtlicher als der Gewinn sein, wenn die Vorsehung einmal deinen desperaten Wunsch erfüllte — denke ich!"

„Nun, so hätten doch wol der Gelegenheiten zum Schmerz weniger sein dürfen!"

„Ganz davon abgesehen, Philipp, daß Schmerz in vieler Hinsicht eine wahre Wolthat für uns ist — forsche doch mal den Ursachen der meisten Drangsale nach! Du wirst sie wahrlich mehrentheils in den freien Handlungen der Menschen selbst finden. Und hast du hier Etwas wider, und murrest etwa, daß die Vorsehung den Menschen nicht klüger und besser machte;

so frage ich: warum sorgen die Menschen nicht selbst für eine größere Klugheitsfülle? Die Vorsehung schuf uns zu freien Geschöpfen. Sie, diese freien Geschöpfe sollten selbst wählen, selbst verwerfen. Machte sie es ihnen unmöglich Thorheit zu begehen; so war auch der Weg zur Tugend und zum Glücke ihnen auf ewig versperrt. Denn ebendasselbe Geschenk dessen unrechte Anwendung den Thoren ins Unglück stürzt, hebt den Weisen empor und setzt ihn auf den Thron des Glücks. Du siehst: es liegt also bloß am Menschen wenn er unglücklich ist; bloß daran wie er die Hand gebraucht: ob er Gift oder Stärkungstropfen seinem kranken Freunde damit reicht!

Nachschrift.

Sollte bloß meinem günstigen Leser die Versicherung geben, daß hier zwar mein Buch: aber keineswegs die Welt ein Ende habe.

)

t dahin, diejenigen
em Herzen und Ver=
glichst zu entwickeln,
kt sind, uns vollkom=
nachen.
frage ich dich weiter:
o etwa nur dazu an=
lrten geselliger Belu=
n wir unsere Phanta=
n der Wollust anfüll=
unden unsers Lebens
ustigungsstunden nur
n unserer wahren und
, durch Vollkommen=
das Auge abgewand
ie dermalige Bestim=
hiers, welche essen,
nzen sein mag — zu
dann aufgeklährt nen=
uß uns weise machen.
oß seine wahre Bestim=
Erreichung derselben
ich ihrer auch bedienen.
Mann aufgeklährt, der
gen Rücksicht auf seine

5

the scale towards document
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1795234466/phys_0137
DFG